Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte / Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen

Herausgeber: Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen

Band: 10 (1925)

Artikel: Nationalrat Friedrich Peyer im Hof (1817-1900) : 1. Teil

Autor: Wanner-Keller, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-840967

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nationalrat Friedrich Peyer im Hof.

(1817—1900.)

I. Teil.

Von H. Wanner-Keller.

Am 18. Mai 1900 starb in Zürich Nationalrat Friedrich Peyer im Hof. Die hiesigen Tagesblätter[1]) versäumten nicht, die hervorragenden Verdienste dieses Mannes, der Stadt und Kanton Schaffhausen in die neue Zeit einführte, dem jüngern Geschlecht vor Augen zu stellen. Auch wurde der Wunsch ausgesprochen,[2]) daß ein Biograph sich finden möchte, der auch den fernen Nachkommen Peyers zentrale Bedeutung für die Schaffhausergeschichte seiner Zeit klar machen würde. Dieser Wunsch ist ungehört verhallt. Ein Vierteljahrhundert ist seither dahingegangen, und der Mann, der schon zu seinen Lebzeiten die Vergänglichkeit alles irdischen Ruhmes schmerzlich an sich erfahren mußte, scheint der Vergessenheit anheimzufallen. Dies zu verhindern, ist der folgende Versuch einer Biographie unternommen worden. Daß es dem Verfasser gelungen sei, Peyers Persönlichkeit ganz zu erfassen und ihr in der Geschichte des engern und weitern Vaterlandes den gebührenden Platz anzuweisen, wagt er keineswegs zu behaupten. Sollte aber durch die Beschaffung des ziemlich umfangreichen Quellenmaterials einem berufeneren Biographen wenigstens in diesem Punkt vorgearbeitet worden sein, dann ist die hier aufgewendete Mühe nicht umsonst gewesen.

---

[1]) Dr. E. Müller, Tageblatt 1900, Nr. 117. — H. Freuler, Schaffh. Intelligenzblatt 1900, Nr. 117.

[2]) Freuler a. a. O.

Nationalrat Friedrich Peyer im Hof

1817 — 1900

Die Vorfahren.

Friedrich Peyer im Hof war der Sproß einer alten Schaffhauser Patrizierfamilie, die um das Jahr 1300 von Thengen hieher gezogen war. Ihre Glieder hießen deshalb ursprünglich die „Peyer von Thengen";[1]) gelegentlich werden sie kurz „von Thengen" genannt.[2]) Als der älteste näher bekannte Ahn unseres Friedrich Peyer gilt Hans Peyer von Thengen, derselbe, der mit seinen Brüdern Niklaus und Heinrich Peyer von Thengen 1371 das Haus zum Käfig, den Stammsitz der reichen Wiechser, erwarb.[3]) Allem Anschein nach genoß er ein ziemliches Ansehen; wenigstens erzählt der Chronist Rüeger, daß er und sein Bruder Niklaus „neben anderen fürnemen burgeren" wiederholt für „gemeine Stadt" Bürgschaft geleistet habe.[4]) Schon 1397 zählte er nicht mehr zu den Lebenden.[5]) Sein Enkel, Ulrich Peyer,[6]) wohnte ebenfalls im Käfig.[7]) Er war geschworner Richter und mit Heinrich von Mandach Verwalter des Spendamtes,[8]) welches um das Jahr 1350 zur Unterstützung der Hausarmen in hiesiger Stadt eingerichtet worden war.[9]) Ulrichs Sohn, Burkhart Peyer, stand bereits in einflußreicherer amtlicher Stellung. Auch er war Inhaber des Richteramtes[10]) und während anderthalb Jahrzehnten Mitglied des Rates.[11]) Als Rechner, d. h. Seckelmeister, verwaltete er eine Zeitlang die städtischen Finanzen.[12]) In schwierigen Streitfällen wurde er als Vermittler angerufen;[13]) auch war er Mitglied der „Fünf", eines ständigen Schiedsgerichtes zwischen der Stadt und dem Abt von Allerheiligen.[14]) Seine beiden Nach-

---

[1]) Rüeger 883, 25.

[2]) Rüeger 883, 8 u. Anm. 6.

[3]) Rüeger 1061, 7; vgl. auch Bächtold, Festschrift der Stadt Schaffhausen II, S. 27.

[4]) Rüeger 883, 27, Anm. 5.

[5]) Rüeger 884, Anm.

[6]) Vgl. Stammtafel zu Rüeger S. 889.

[7]) Rüeger 884, Anm. 3.

[8]) U. R. Nr. 1681.

[9]) Harder, Beiträge I, S. 50.

[10]) U. R. Nr. 2674.

[11]) Rüeger 885, Anm.

[12]) Rüeger 885, Anm.

[13]) U. R. Nr. 2848 u. 3093.

[14]) U. R. Nr. 2972.

kommen bekleideten das Amt des Reichsvogtes;[1]) der Enkel, Bernhardin Peyer, † 1552, erscheint auch in andern öffentlichen Stellungen, z. B. als Holzamtmann, Seckelmeister, Obervogt zu Lohn und zu Herblingen.[2]) Sein Sohn gleichen Namens bewohnte das Haus zum Höflein am untern Ende der Stadthausgasse, welches er anno 1559 vom St. Agnesenamt käuflich erworben hatte. Von diesem Hause „im Hof" bei der Lateinschule führten er und seine Nachkommen den Namen „Peyer im Hof".[3]) Ein anderer Zweig der Familie, der sich nach seinem Wohnsitz im Oberhof schon vorher diese nähere Namensbezeichnung zugelegt hatte, starb in ihrem Mannesstamm 1563 aus.[4]) Dem bischöflich konstanzischen Rat Bernhardin Peyer im Hof genügte seine bescheidene Behausung bald nicht mehr. Unter Zusatz der bedeutenden Summe von 1500 fl. vertauschte er dieselbe 1569 gegen das „große Haus" an einen gewissen Nikolaus Schalch. „Das ehrenvolle Amt, das ihm übertragen worden war, veranlaßte ihn wohl auch, das Zunftrecht bei den Kaufleuten aufzugeben und sich 1575 in die Herrenstube aufnehmen zu lassen. Er mußte dafür 200 Gulden bezahlen und einen Becher stiften."[5])

Das Vorbild der adeligen Familien Im Thurn, von Mandach, Stokar von Neunforn und Ringk von Wildenberg spornte ihre neuen Standesgenossen weiter an, in der Hingabe an den Staat sich auszuzeichnen. Nicht weniger als acht Angehörige des Geschlechtes der Peyer im Hof bekleideten die Stelle eines Obherrn oder Vorstehers der Herrenstube, in welcher Eigenschaft sie Mitglieder des Kleinen Rates, d. h. der Regierung, waren. Die Peyer im Hof stellten zum Regiment löbl. Standes Schaffhausen einen Bürgermeister, einen Statthalter, mehrere Seckelmeister, Obervögte, Reichsvögte, je einen Stadt-, Rats- und Gerichtschreiber, nicht zu erwähnen all die Inhaber von niedern Ämtern, die Urteilsprecher oder Mitglieder des Stadtgerichtes, die des Großen Rates und des Vogtgerichtes. Manche von ihnen erhielten Vertrauensstellungen als Verwalter des St. Johanser-, St. Agneser- oder Paradieseramtes, oder sie wurden, wie wir bereits gesehen haben, zu bischöflich konstanzischen Räten und Amtleuten berufen; wir finden unter ihnen einen Klosterpfleger, einen Verwalter des Siechenamtes, einen Salzamtmann, einen Stadtbaumeister und einen Archivar. Auch

---

[1]) Rüeger 885, Anm. 4, u. 887, Anm. 1.
[2]) Rüeger 887, Anm. 1. — [3]) Rüeger 883, 9.
[4]) Genealogie der Peyer im Hof, S. 2.
[5]) Bäschlin, Heft 7, S. 62 dieser Beiträge.

militärische Auszeichnungen fehlten der Familie nicht. Vertreter derselben dienten als Hauptleute, Majore, ja als Oberste in der eigenen städtischen Miliz, wie auch unter französischen, holländischen und sardinischen Fahnen. Ihre Betätigung auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens hiesiger Stadt trug der Familie schon um das Jahr 1600 die Anerkennung des Chronisten ein: „Es habend sich auch dise Peier an gmeiner stat Schaffhusen allwegen wol ghalten."[1]) Der gastfreundliche und wohltätige Sinn vieler Familienglieder, der sich, wie die Freude an politischer Betätigung, bis auf unsern Friedrich Peyer forterbte, gibt dem Urteil Rüegers noch eine tiefere Bedeutung.

Peyers Großvater war der in französischen Diensten stehende Hauptmann Johann Friedrich Peyer im Hof (1736—85).[2]) Allem Anschein nach war derselbe vermöglich; denn seit seinem Auszug hielt er sich beständig einen Diener. Bei seinem Tode wurde das Vermögen nach damaliger Sitte einem „guten Freund" übergeben, der es für die zwei minderjährigen Kinder verwalten mußte. Dieser Verwalter scheint aber leichtsinnig damit umgegangen zu sein; denn bis zur Volljährigkeit der Kinder war beinahe nichts mehr vorhanden. Der Sohn Friedrich (geb. 1776) bildete sich auswärts zum Kaufmann aus und kehrte um 1796 in die Heimat zurück, wo er sich mit dem Tuchhändler Eberhard Gaupp verband.[3]) Peyer trat im Jahr 1809 in die Ehe mit Elisabeth Pauline Ammann zur Krone (1781—1854)[4]) und assoziierte sich später mit seinem Schwager Ammann zum silbernen Brunnen. In diesem Hause betrieb er das ehemals Pfister'sche Tuchgeschäft mit Eifer und Sachkenntnis. Wegen der beständigen Kriegszeiten aber arbeiteten die beiden mit bedeutenden Verlusten, und Peyer im Hof war in seinem Unternehmen auch dann nicht glücklicher, als er dasselbe nach des Schwagers Tod auf eigene Rechnung fortsetzte. Die große Konkurrenz und die Sorge für seine zahlreiche Familie lähmten seinen Willen und seine Kraft für das Gedeihen des Geschäftes. Bei solcher Ungunst der Zeit fand Peyer im Hof stets Trost in seinem festen Glauben an eine schönere Zukunft. Auf diesen Glauben baute er auch bei seinen vielfachen

---

[1]) Rüeger 883, 19.

[2]) Zum Folgenden vgl. Joh. Friedrich Peyer-Ammann, handschr. Nachlaß von J. C. Laffon, von Herrn Dr. F. von Mandach dem Verfasser gütigst zur Benützung überlassen.

[3]) Über diesen siehe Stokar, J. G. Müller.

[4]) Siehe Katalog der Schafffh. Bildnis-Ausstellung Nr. 250.

Bemühungen um eine bessere Bildung der weiblichen Jugend. Er ruhte nicht, bis 1824 durch einen Verein von Privaten im Hause zum Rosenberg[1]) eine neue Mädchenschule ins Leben gerufen wurde. Für den Unterricht der Knaben scheute er ebenfalls keine Mühe; auch dieser sollte mehr der Gegenstand des allgemeinen Interesses werden. Auf autodidaktischem Wege war Peyer im Hof zu einer seltenen allgemeinen Bildung gelangt; auch hatte er es durch großen Fleiß dahin gebracht, daß er seinen Freunden Pläne für ihre Garten- und Bauanlagen entwerfen konnte. Er war Urteilsprecher,[2]) bekleidete kurze Zeit auch das Amt eines Klosterschreibers; sonst versah er zeitlebens keine öffentlichen Stellen, obwohl das Zutrauen seiner Mitbürger ihn oft zu solchen berufen wollte. Wo immer man jedoch seine Mithülfe in Anspruch nahm, da zeigte er eine Ausdauer, die nur wenigen Menschen in solchem Maße eigen ist. Das Komitee der neugegründeten Hülfsgesellschaft wählte in seiner Sitzung vom 12. Oktober 1816 Junker Peyer im Hof zu seinem Sekretär.[3]) Als solcher verfaßte er unterm 21. April 1817[4]) ein Schreiben, in welchem Bürgermeister und Rat ersucht wurden, „zum Errichten einer Leihbank und einer Ersparniskasse für Dienstboten" ihre Bewilligung zu erteilen; und als die hohe Kantonsregierung acht Tage später[5]) „in den schmeichelhaftesten und wohlwollendsten Ausdrücken" dem an sie gerichteten Gesuch entsprach, wurde neben Pfarrer Ziegler, Oberrichter Peyer, Prof. Maurer und Prof. Freuler auch Junker Peyer im Hof in die Direktion der Ersparniskasse gewählt. Auch den Direktor des Waisenhauses unterstützte Peyer im Hof allzeit mit Rat und Tat. Im weitern Vaterlande war er als Mitglied der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft bekannt. Für den „allgemeinen schweizerischen Korrespondenten" schrieb er manchen gehaltvollen Beitrag, besonders über die Handelsverhältnisse seines Vaterlandes. „Wenn er sich zuweilen auch in seinem Eifer für eine vorgefaßte Meinung oder Ansicht zu weit hinreißen ließ, so waren doch immer die gute Absicht und die Unerschrockenheit, womit er bestehende Mißverhältnisse oder Mißbräuche angriff, achtungswert."[6])

---

[1]) Neujahrsbl. des hist.-ant. Vereins 1897, S. 33.
[2]) Genealogie der Peyer im Hof, S. 16.
[3]) Wettstein, Festschrift der Hülfsgesellschaft, S. 7.
[4]) Pletscher, die Ersparniskasse in Schaffh., S. 4. — Wettstein a. a. O., S. 19.
[5]) Pletscher a. a. O., S. 4. — Wettstein a. a. O., S. 19.
[6]) Allg. schweiz. Korrespondent 1830, Nr. 90.

Bei der mannigfachen gemeinnützigen Tätigkeit war Peyers Sorge für sein eigenes ausgedehntes Handelsgeschäft nicht mehr dieselbe wie in früheren Jahren. Unter dem Rückgang desselben aber litt sein Wohlstand mehr und mehr. Kümmernisse aller Art drückten den um seine Familie so treubesorgten Vater zu Boden. Dazu trug vor allem der Umstand bei, daß unter den nähern Bekannten manche ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten. Längere Krankheit zwang ihn, die Leitung des Geschäftes in andere Hände zu legen. Schon am 5. November 1830 machten rasch sich wiederholende Schlaganfälle dem edeln Leben ein Ende. Bei seinem Hinschiede legte das Institut der Mädchenschule im Oberhause (früher im „Rosenberg") einen Kranz auf Peyers Grab. Seiner Familie aber schenkte es zum Andenken ein prächtiges Tableau mit einer Einfassung von weißen Rosen und folgender Inschrift:

„Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr."

Schwer empfand auch die Hülfsgesellschaft diesen Verlust. Die Festschrift zu ihrer Jahrhundertfeier[1]) läßt dies deutlich erkennen, wenn sie berichtet, Peyer im Hof habe sich seit der Gründung der Gesellschaft mit unermüdlichem Eifer und umfassenden Kenntnissen allen Geschäften derselben gewidmet und sich dadurch „um jedes Fach ihres Wirkungskreises unauslöschliche Verdienste erworben."

Das von üppigem Efeu überschattete Grabmal Peyers und seiner Gemahlin ziert noch immer unsern stillen Junkerfriedhof. Die darauf stehenden schönen Worte:

„Nach Wahrheit und Licht ging dein Streben,
Wohl dir, jetzt bist du am Ziel!"

geben dem andächtigen Besucher dieser Grabstätte Kunde von dem geheimen Sehnen eines Herzens, das warm in Liebe für den Nächsten schlug.

Jugend- und Entwicklungsjahre.

Im Hause zur Rose an der Vordergasse waren Junker Peyer im Hof und seiner Gattin im Lauf der Jahre sechs liebliche Töchter erblüht: Emilie, Rosalie, Elisabeth, Sophie, Maria und Pauline. Groß war das

[1]) Wettstein a. a. O., S. 82.

Glück der Familie, als am 18. Juni 1817 den hoffenden Eltern auch ein Knabe, Friedrich, geschenkt wurde. Zwar fielen die ersten Jugendjahre des so freudig begrüßten Sohnes in eine düstere Zeit. Die nasse Witterung des Jahres 1816 hatte allgemeinen Mißwachs erzeugt. Die Lebensmittelpreise stiegen im Sommer 1817 ins Unerschwingliche.[1]) Während fünf aufeinanderfolgenden Jahren waren die weiten Rebgelände des Kantons sozusagen ohne Ertrag geblieben.[2]) Handel und Gewerbe stockten; es kam kein Geld ins Land, und die Hoffnung auf bald folgende bessere Zeiten, welche unser Volk in den vorangegangenen schweren Kriegsjahren immer wieder aufgerichtet hatte, erwies sich als trügerisch. Armut, Hülfs- und Verdienstlosigkeit auf der einen, Erschöpfung und Mutlosigkeit auf der andern Seite erreichten in unserer Stadt einen Grad wie nie zuvor. Zu der allgemeinen Ungunst der Zeit gesellten sich, wie wir gesehen haben, die häuslichen Sorgen der Familie Peyer. Elterntreue und Geschwisterliebe aber durchsonnten und durchwärmten Friedrichs Kindheit und erfüllten sie mit Frohsinn und einem festen Glauben an Gottes Güte und Treue, wie er uns aus den Tagebüchern des jungen Mannes noch entgegentritt. Mit nachahmungswerter Sorgfalt lagen die Eltern der Erziehung ihrer Kinder ob. Vor allem suchte der Vater seinen eigenen Trieb, die natürlichen Geistesanlagen durch stetes Forschen und unermüdlichen Fleiß zu bereichern, auch in seinem Sohne zu wecken, und das nicht ohne Erfolg. Die schriftlichen Aufzeichnungen Friedrich Peyers reden deutlich genug davon, daß er sich in unablässigem Selbststudium das geistige Rüstzeug für sein einflußreiches öffentliches Wirken schuf. Allein schon im 13. Jahre stand der Knabe am Grabe des liebenden Vaters, und niemand war, der ihm auch nur von ferne diesen Verlust ersetzt hätte. Die treubesorgte Mutter scheint zusammen mit den älteren Geschwistern ihr möglichstes getan zu haben; denn stets leitete den werdenden Mann der Wunsch, ihr zum Dank dafür einen sonnigen, sorgenfreien Lebensabend bereiten zu können. Ein alter Diener seines Großvaters, namens Schalch, war dem heranwachsenden Jüngling in seinen Freistunden noch während mehreren Jahren ein treuer Begleiter und Beschützer.[3])

---

[1]) Eine große Denkmünze mit den Aufschriften „Andenken an die große Teurung im Jahr 1817" und „Gedenke, daß noch ein Gott ist", weist am Rande die höchsten Lebensmittelpreise im Monat Juni auf. (Im Besitz von Herrn Schwyn, Oberlehrer in Schaffhausen.)

[2]) Wettstein, Festschr. der Hülfsgesellsch. S. 3.

[3]) J. C. Laffon, Friedrich Peyer im Hof, Nationalrat (Msc.) S. 1.

Von Jugend auf kennzeichnete Peyer ein starker Zug zur Selbständigkeit; denn frühe schon war er von dem Bewußtsein durchdrungen, daß jeder sich selbst den Wert gebe. Er war darum weit davon entfernt, sich trost- und willenlos in die bedauernswerte Lage zu ergeben, in die er durch den Tod seines Vaters versetzt worden war. Er fühlte sich vielmehr zu Hohem berufen. Niemals wollte er die stolzen Traditionen seines altberühmten Geschlechtes fallen lassen. Schon des äußern Scheines wegen empfand er die unverschuldete Mittellosigkeit als lästigen Druck; er brannte vor Begierde, sich und seine Mutter von der ihm unerträglichen finanziellen Abhängigkeit zu befreien.

Wo der begabte Knabe seinen ersten Unterricht empfing, ist mit Sicherheit kaum mehr festzustellen; das Wahrscheinlichste dürfte sein, daß er sich in einer Privatschule auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitete. Diese oberste kantonale Bildungsanstalt zerfiel nach ihrer Reorganisation im Jahr 1827 in fünf Real- und drei gelehrte Klassen;[1]) die beiden ersten Realklassen waren für alle Schüler gemeinsam und hatten einjährige Kurse. Ihre Aufgabe war, die Schüler in den Elementarfächern gründlich auszubilden. In der dritten Realklasse, ebenfalls mit einjährigem Kursus, teilten sich die Schüler in solche, welche die Elemente der lateinischen, und solche, welche die Anfangsgründe der französischen Sprache erlernten; die übrigen Fächer waren gemeinschaftlich. Aus dieser Vorbereitungsklasse traten die Schüler, welche sich wissenschaftlichen Studien widmen wollten, stufenweise in die Gelehrten-Klassen ein. Die Französisch lernenden Schüler der dritten Klasse setzten ihren Bildungsgang in den zwei obern Klassen der Realschule in zweijährigen Kursen fort. Ein Realschüler, der alle Klassen durchmachte, verweilte in der Regel sieben Jahre in der Anstalt. Von dem damaligen Rektor des Gymnasiums, Karl Christian Bach, bewahrt die Kantonsschule noch heute ein handschriftliches Schülerverzeichnis auf. Dieses Album scholasticum[2]) nennt auf Ostern 1830 unter den Schülern der fünften Klasse auch Friedrich Peyer im Hof zur Rose. Dieser war eben neu ins Gymnasium aufgenommen worden, was auf eine ziemlich weitgehende private Vorbildung des Zöglings schließen läßt. Mit knapp 13 Jahren war er der jüngste Schüler der Klasse;[3]) alle seine Kameraden

[1]) A. Ott, das Gymnasium des Kantons Schaffhausen, S. 8.

[2]) Von Prof. Dr. Lang dem Verfasser gütigst übermittelt.

[3]) „Peyer galt als der beste Schüler des Gymnasiums und wurde uns oft als Muster eines guten Schülers in Erinnerung gebracht." Aus einem Brief von Reg.-Rat Moser-Ott an Oberst Robert Neher vom 30. Mai 1900.

standen im Alter von 14—15½ Jahren. Wir finden unter ihnen den 1814 gebornen Alexander Beck zum Damhirsch, später Hauslehrer in Lausanne, stud. theol. in Tübingen und Erlangen und von 1841—92 Pfarrer in Lohn.[1]) Ferner Hermann Ziegler zur Einigkeit und Ferdinand Ziegler zum Pfauen, der sich später als Mechaniker in Rom[2]) aufhielt.

Die Leistungen der Schule in den verschiedenen Fächern nötigen uns noch heute Achtung und Anerkennung ab. Am meisten Anregung für seine eigene Fortbildung fand Peyer im Deutschunterricht des Professors Max Wilhelm Götzinger, der durch seine zahlreichen, dem Sprachunterricht dienenden Schriften in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Götzinger wird uns geschildert als ein Mann von festem Charakter, lauterer Gesinnung und unbestechlicher Wahrhaftigkeit, als ein Verstandesmensch und scharfer Kritiker von allzeit präsentem Wissen und überlegener Schlagfertigkeit, doch nicht ohne Regungen eines tiefen Gemütes.[3]) Eifrige und talentvolle Schüler, wie Peyer im Hof, förderte er auf die wünschbarste Art. Des letztern außergewöhnliche Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck ist nicht zuletzt auf den vortrefflichen Unterricht jenes Meisters der Sprache zurückzuführen. Es ist ein wahrer Genuß, in den handschriftlichen Nachlaß Peyers sich zu vertiefen. Klarheit im Satzbau, Lebhaftigkeit und Anmut der Darstellung, die Kunst, für jeden seiner Gedanken den passendsten Ausdruck zu finden, ist wahrhaft bewundernswert. Der Verfasser denkt dabei vor allem an vier Hefte tagebuchartiger Notizen mit politischen und religiösen Betrachtungen und reichen Lesefrüchten aus den Jahren 1838—1842.[4]) Die streng formalistische Seite des Sprachunterrichtes fand eine den Schülern willkommene Ergänzung durch die Lektüre und Erklärung der vorzüglichsten Schillerschen Gedichte. Gerade damals arbeitete Götzinger an der Herausgabe seiner „deutschen Dichter", und diese reichen literarischen Studien kamen zweifellos in erster Linie seinen Schülern zugute.

Von dem frühverstorbenen Pfarrer Johannes Pfister,[5]) einem Manne, der mit durchdringendem Verstand und einem reichen, tiefen Gemüt den Besitz einer gründlichen, namentlich auch klassischen Bildung verband, empfing Friedrich Peyer den Religionsunterricht. Der kaum 28jährige Lehrer

---

[1]) Geneal. Register der Stadt Schaffhausen.

[2]) Stammbaum der Familie Ziegler in Rüegers Chronik.

[3]) Dierauer, Ernst Götzinger, ein Lebensbild, S. 4.

[4]) Im Besitz von Herrn Oberrichter Dr. Blaß in Horgen.

[5]) Kirchhofer, Vorwort, Joh. Ludw. Pfister, S. I—III.

besaß eine seltene Reife der geistigen Ausbildung. Von früher Jugend auf hatte dieser Mann mit allem Ernste nach Wahrheit geforscht; er war bereit gewesen, alles für sie hinzugeben und sie zu ergreifen, wo und wie dieselbe sich ihm auch darbiete. In seinem Unterricht hielt er stets auf eine verstandesmäßige Begründung der christlichen Lehre. Seine Neigung, den Inhalt des eigenen Glaubens immer wieder kritisch zu durchgehen, ging auch auf Peyer über. Dagegen war die stille, anspruchslose Art des Lehrers seinem Schüler nicht eigen; von der kritischen Betrachtung seines Glaubensinhaltes schritt dieser weiter zur Kritik an den biblischen Schriften, wozu er, wie wir unten sehen werden, durch die Lehre von David Strauß den ersten Anstoß erhielt.

Die schöne geläufige Handschrift des 18jährigen Jünglings stellt auch seinem früheren Schreiblehrer Wilhelm[1]) das Zeugnis erfolgreichen Wirkens aus. — Die spezifisch künstlerische Erziehung der Gymnasiasten lag seit 1827 in den Händen des heute wieder zu Ehren gekommenen Johann Jakob Beck.[2]) „Er zeigte uns den Wert des Zeichnens nach der Natur und führte uns von der steifen Lehrstube und den toten Modellen hinweg in die lebende Natur," sagt einer seiner begabtesten Schüler von ihm. Ein ausgesprochenener Sinn für die Schönheiten der darstellenden Kunst war Peyer im Hof angeboren; doch dürften wir mit der Behauptung nicht fehlgehen, daß der große Kunstfreund von seinem gewiegten Lehrer viel Anregung und Förderung erfahren habe.

Das harmonische Verhältnis, das in dem durch die Heirat seiner Schwestern stets sich erweiternden Familienkreise die einzelnen Glieder untereinander verband, war der geistigen Entwicklung Friedrich Peyers überaus förderlich. Schon im Oktober 1826 hatte Johann Konrad Laffon (1801—1882) die noch nicht 21jährige Sophie Peyer im Hof als Gattin heimgeführt.[3]) Peyers Schwager war der Nachkomme eines im Jahre 1684 aus Frankreich vertriebenen Hugenotten.[4]) Nach dem Tode seines Oheims Joh. Jakob Wipf hatte er im März 1826 dessen Apotheke zum Einhorn übernommen[5]) und im Juli jenes Jahres auf einem Ausflug nach Arenenberg seine Verlobung mit Fräulein Peyer gefeiert.[6]) Jetzt

---

[1]) A. Ott, a. a. O., S. 13. — [2]) Ib., S. 11.

[3]) J. C. Laffon, Memorabilien S. 2. Frdl. mitget. von Hrn. Herm. Pfister.

[4]) Bäschlin, Notizen XII, S. 150.

[5]) Laffon u. Bäschlin a. a. O.

[6]) Laffon a. a. O.

lebten die beiden in äußerst glücklicher Ehe, und Friedrich Peyer fand an Laffon einen teilnehmenden Freund und Berater. Er hatte jemand, dem er seine sich drängenden Gedanken und Pläne vertrauensvoll mitteilen konnte.

Im Januar 1832 verließ Friedrich Peyer Schule und Heimat.[1]) Kaum 15jährig kam er nach Genf, um daselbst eine kaufmännische Lehre zu absolvieren. Der Unterschied des Lebens in dem regsamen Genf gegenüber dem Stilleben seiner Vaterstadt machte einen mächtigen Eindruck auf ihn. In einem an seinen Schwager J. C. Laffon gerichteten Brief[2]) schildert der Jüngling die an seinem neuen Aufenthaltsort gewonnenen Eindrücke und stellt dabei unwillkürlich Vergleiche mit der Vaterstadt an. Einiges aus dem Aufsatz, den Peyer dem damaligen Verfassungsrat Laffon zur Beherzigung übersandte, mag auch hier angeführt werden. Der jugendliche Verfasser schreibt darin: „Wohin man sich durch Genfs belebte Straßen wendet, es ist unvermeidlich, nicht überall auf Spuren der regen Betriebsamkeit zu stoßen; es ist unmöglich, das eifrige Streben seiner Einwohner, vorwärts zu schreiten, zu verkennen; blind müßte man sein, um nicht überall Beweise des glücklichsten Erfolgs, der Blüte zu finden. Da erheben sich stolze Gebäude, dort verbindet eine schöne Brücke die eine Seite der Stadt mit einem sich soeben erhebenden Quartiere; hier wird ein neuer Quai gebaut, dort ein öffentlicher Platz verschönert, überall herrscht reges Leben und Tätigkeit. Aber so wohltuend, so erfreulich es mir jedesmal war, diese Fortschritte zu betrachten, zu bewundern, so schmerzend war es auch für mich, wenn ich dann an die Vaterstadt zurückdachte und den ungeheuern Abstand zwischen ihr und Genf gewahr wurde. Ich konnte mich unwillkürlicher Seufzer nicht enthalten; ernst wandelte ich dahin, über die Ursachen eines so großen Unterschiedes, über die Mittel, die Kluft einigermaßen auszufüllen, nachdenkend, und allmählich reiften in mir folgende Ideen: Der Ursachen sind es vorzüglich drei: die erste besteht im geringern Grade der Mittel; die zweite hat ihren Grund im Mangel an Tätigkeit; die dritte beruht auf dem Mangel (bis vor kurzer Zeit wenigstens) an Frei- und Gemeinsinn." Im Folgenden äußert sich Peyer mit bemerkenswertem Freimut über jeden dieser 3 Punkte. In erster Linie beschäftigen ihn die geringeren Mittel, die Schaffhausen im Vergleich mit Genf zu Gebote stehen. „Unter Mitteln," sagt er, „verstehe ich hier

---

[1]) Album scholasticum a. a. O.

[2]) Vom 15. Juli 1834. Der Aufsatz findet sich bei J. C. Laffons handschr. Nachlaß.

besonders die ökonomischen Kräfte, und da die Verschiedenheit darin schon seit undenklichen Zeiten besteht, so muß sie für den gegenwärtigen Zustand der Dinge wohl als Ursache angenommen werden. Schon Genfs natürliche Lage ist günstiger; es war früh schon der Sammelplatz vieler Fremden, welche natürlich sehr beträchtliche Summen Geldes ins Land brachten und zugleich die Volksbildung beförderten. Dieser Zusammenfluß von Leuten aller Art hat nicht nur fortgedauert, sondern immer mehr zugenommen, und mit ihm auch der Gewinn. Schaffhausen, obgleich von der Natur nicht ganz vernachlässigt, genießt diese Vorteile nicht; denn wenn schon der Rheinfall viele Neugierige anzieht, so ist ihr Aufenthalt nur kurz, währenddem sie ganze Jahreszeiten an den Ufern des Leman verweilen." Überdies, führt er dann weiter aus, habe Genf seit langem sich seinen eigenen Handel geschaffen; seine Uhren seien weltberühmt; die wenigen Unternehmungen, die Schaffhausen aufzuweisen habe, stünden in keinem Verhältnis zu jenen Werkstätten, wo unaufhörlich Tausende und Tausende von Uhren fabriziert würden. In diesen beiden Tatsachen, meint Peyer, sei die Grundlage zum Reichtum Genfs zu suchen.

Seine Kritik rügt in zweiter Linie den Mangel an Tätigkeit und eifrigem Streben nach Fortschritt. „Es war ja immer so," sagt der gutmütige Schaffhauser, „wir sind bisher so fortgekommen, warum sollte es nicht weitergehen können? Warum sollte der Sohn seine Tage nicht auf die Art verleben können, auf die sie der Vater ruhig (vielleicht! und auch unbemerkt und spurlos) ins Meer der Vergessenheit verschwinden sah? Er bedenkt nicht, daß Stillestehen, in einem Augenblicke, wo alles vorwärtsschreitet, nicht nur Schande, sondern auch Schaden bringt. Und während andere jede noch so unbedeutende Gelegenheit, einen Fortschritt zu machen, ergreifen, sucht er sie nicht einmal."

Eine scharfe Zensur erteilt Peyer dem bisher fast allgemein herrschenden Geist der Stadtbürgerschaft. „Was ist," schreibt er, „jene Gleichgültigkeit gegenüber Unternehmungen, die dem allgemeinen Besten dienen; jene engherzige Sorge eines jeden nur für sich selbst und nicht für das Ganze; was ist jene niedrige Ängstlichkeit vor neuen Etablissements, jenes verkehrte Bestreben, den freien Verkehr so sehr als möglich zu hemmen; was ist der verwünschte Spießbürgergeist; was ist jener Unterschied, den man zwischen Land und Stadt macht; was sind jene Vorrechte, die sich letztere anmaßt, jenes Verlangen, das erstere unten zu erhalten, jener lächerliche Stolz, mit der letztere auf jenes herabsieht; was ist dies alles

anders, als eigennützige Aristokratie, als Mangel an Schweizern gebührendem Frei- und Gemeinsinn? Und man könnte Narr genug sein, um bei Gesinnungen dieser Art an allgemeine Zufriedenheit und Blüte zu denken?"

Peyers Urteil über die damaligen gewerblichen und politischen Verhältnisse in Schaffhausen darf im allgemeinen wohl als zutreffend angesehen werden. Auch Eduard Im Thurn[1]) findet es kaum verzeihlich, „daß die zu Fabrikation und Handel äußerst günstige Lage von Schaffhausen und Stein unbenützt geblieben" sei.

Immerhin ist zu sagen, daß Genf nach den genannten Richtungen auch gegenüber andern Kantonen im Vorsprung war. Es galt als das modernste aller schweizerischen Staatswesen. Seine Hauptstadt mit ihren 28000 Einwohnern übertraf auch Zürich und Basel an Größe und Regsamkeit. Die Genfer Behörden zeichneten sich vor andern durch Weitherzigkeit und Liberalität aus. Der Aufschwung von Handel und Gewerbe wurde durch keine willkürlichen Schranken gehemmt und privilegierte Bürger mit ängstlich gehüteten Sonderinteressen gab es dort nicht.[2])

Für Peyers spätere handels- und verkehrspolitischen Bestrebungen aber war es von Bedeutung, daß er in dem fortschrittlichen Genf frühe schon den Maßstab seines Wirkens und seiner Erfolge fand.

Übrigens bleibt Peyer in seinem Aufsatz bei den gemachten Aussetzungen nicht stehen; eingehend spricht er auch von den Mitteln, die einen Aufschwung Schaffhausens herbeiführen könnten. Die Verschiedenheit der den beiden Städten zu Gebote stehenden Mittel, sagt er, sei leider Tatsache; sie könne nicht geleugnet, ebensowenig plötzlich ausgeglichen werden. Dieser Umstand aber enthalte keine Entschuldigung für die herrschende Untätigkeit. „Gerade weil wir weniger haben," fährt er fort, „sollen wir uns desto mehr anstrengen; das, was wir besitzen, desto besser anwenden. Schon in der Schule muß der von Natur weniger Begabte sich um so mehr Mühe geben, um mit seinen talentvollern Mitschülern gleichen Schritt halten zu können. An der Spitze eines Geschäftes muß der weniger Reiche um so mehr Tätigkeit entwickeln, um demselben dennoch Ehre zu machen. Wie beim Einzelnen, so ist dies auch im allgemeinen der Fall. Ein Volk muß um so mehr alles aufbieten, alle seine Hülfsquellen in Anspruch nehmen, um seine vorgerückten Zeitgenossen wieder einzuholen, je mehr es sich hinter denselben zurücksieht. Kein Land, keine Stadt ist der Mittel ganz

[1]) Eduard Im Thurn, Gemälde der Schweiz Bd. XII, S. 67.
[2]) W. Öchsli, Geschichte d. Schweiz im 19. Jahrh. Bd. II, S. 806. u. 808.

entblößt; auch Schaffhausen mangelt derselben nicht ganz. Noch findet man für seinen Umfang bedeutende Vermögen; aber wie werden sie größtenteils angewendet? Gewöhnlich liegen sie, und was noch mehr ist, im Auslande an trägem Zins. Man wagt nicht nur keine Unternehmungen, sondern schmälert noch die bestehenden, indem eben dadurch, daß die Kapitalien großenteils ins Badische gelegt werden, die Summe des im Umlauf stehenden Geldes vermindert wird." Peyer ist ungehalten darüber, daß viele Schaffhauser lieber aus den spärlichsten Renten ihrer bescheidenen Vermögen leben, als das Errungene und Gewonnene zu neuen, bedeutenderen Unternehmungen zu verwenden. „Denn," sagt er weiter, „nur der Vermögende ist es ja, der solches tun kann. Wenn er nichts wagt, soll es der tun, der in saurem Schweiß sein Brot gewinnen muß? Und ihr, Söhne reicher Familien, wachet auf aus euerm moralischen Schlafe, wachet auf, ihr, die ihr müßig eure Tage verbringt und wendet die euch zu Gebote stehenden Mittel besser an als zu nutzlosen Zerstreuungen! Tragt etwas bei zum Fortschritt der Vaterstadt. Handelt, rufe ich euch mit dem unsterblichen Salis zu, handelt! Durch Handlungen zeigt sich der Weise; Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit. Zeichnet mit Taten die schwindenden Gleise unserer flüchtig entrollenden Zeit."

In der Verbreitung echten, wahren Freisinns und der Aufklärung des Volkes über seine wahren Interessen sieht der jugendliche Politiker ein weiteres Hauptmittel, unserm Kanton den wünschbaren Aufschwung zu geben. Von einigen Volksfreunden sei in dieser Beziehung schon bedeutend gearbeitet worden; vieles aber sei noch zu tun und nur allgemeine Anstrengung aller Gutgesinnten könne hier zum Ziele führen. Die unter einigen Klassen der Stadtbürgerschaft noch herrschenden Vorurteile sollten abgelegt werden. Ängstlichen Gemütern sei klar zu machen, daß, wenn sie auch auf der einen Seite durch vermehrte Konkurrenz etwelchen Abbruch erleiden würden, auf der andern Seite die erhöhte Konsumation den Schaden mehr als wieder gut machen könnte.

Nach dem bisher Gesagten ist es nicht verwunderlich, daß Peyer auch für die Gleichberechtigung von Stadt und Land einsteht. Es ist kaum anzunehmen, daß die Vorgänge in Schwyz und Basel vom Jahre 1833 ihn zu diesem Postulat geführt haben; man ist eher geneigt, dasselbe als ein Produkt der eigenen, freien Überlegung zu betrachten. Er war überzeugt, daß die Vorrechte der Stadtbürger nicht fortbestehen konnten; darum riet er zum ehrenvolleren, freiwilligen Verzicht.

Peyer erinnert sodann an das wirksame Mittel der Presse, die Wahrheit an den Tag zu legen; in bürgerlichen Versammlungen müsse die Losung auf Zusammenschluß von Stadt und Land auf dem Boden der Rechtsgleichheit ausgegeben werden; in der innigen Verschmelzung der beiden liege die Quelle der allgemeinen Wohlfahrt.

Am Schluß seiner Abhandlung rät der Verfasser zu einem Schritt, der Stadt und Landschaft mehr als jedes andere Mittel zur höchsten Blüte führen und dem Schaffhauservolke die Hochachtung des ganzen Vaterlandes sichern würde. Trotz der Befürchtung, daß Schaffhausen im gegenwärtigen Zeitpunkt für die Verwirklichung seines Wunsches nicht reif sei, folgt er seinem innern Drange nach dessen Kundgebung: „Der Kanton Schaffhausen gestatte, dem alten sich aufschwingenden Rom gleich, jedem freien, im Genuß seiner Rechte stehenden Schweizerbürger Niederlassung und freie Ausübung derselben auch in Schaffhausen; und er wird nicht nur für sich selbst die glänzendsten Erfolge haben; nicht nur werden die leerstehenden Häuser der Stadt bewohnt, die öden Straßen belebt werden, sondern er wird durch dieses hohe, bis jetzt noch unerreichte Beispiel den ersten Stein legen, den ganzen Staatenbund allmählich und unbemerkt in einen einzigen Staat umzuwandeln, indem andere Kantone ihm im Vollbringen des Schönen und Guten folgen würden und dann natürlich die Kantonstrennung nur noch dem Namen nach bestehen würde."

Diese Abhandlung ist, wie Pfister[1]) mit Recht hervorhebt, charakteristisch für Peyers Eigenart und für seine ganze spätere Tätigkeit, die nicht auf das industrielle Gebiet beschränkt war, sondern mehr noch auf das politische sich erstreckte.

Vorläufig beendigte der junge Kaufmann seine Lehre. Dann besuchte er während zwei Jahren die Tuchfabriken im Bergischen (Rheinpreußen).[2]) Mit einer gründlichen Fachbildung und vielen allgemeinen Kenntnissen und Erfahrungen ausgestattet, kehrte er im Herbst 1838 in die Heimat zurück, wo er auf Grund eines im November 1838 abgeschlossenen Vertrages mit seinem Schwager Heinrich Wolleb[3]) die Tuchhandlung der Eltern im silbernen Brunnen fortsetzte. Wie freute sich die Mutter, als sie die schwere Last den jüngern Schultern ihres tatenlustigen Sohnes anvertrauen konnte! Durch Fleiß, Energie und bestmögliche Verwertung seiner

---

[1]) Festschr. der Stadt Schaffh. VI, S. 27.
[2]) Laffon, Nationalrat Peyer im Hof, S. 1. (Msc.)
[3]) Dem Gatten seiner Schwester Rosalie Peyer im Hof.

beruflichen Bildung gedachte er die neue Firma „Wolleb und Peyer im Hof" in die Höhe zu bringen. Der uns erhalten gebliebene Teil seines Tagebuches[1]) beginnt mit dem Ausdruck höchster Befriedigung über die gewonnene berufliche Selbständigkeit: „Insoweit sich der Mensch seine Zukunft bestimmen, insoweit er seine irdischen, materiellen Verhältnisse ordnen und feststellen kann, insoweit habe ich es nun in bezug auf meine Mutter, in bezug auf mich selbst getan. Das Ziel meiner schon früh gehegten Wünsche, meiner Mutter ein ruhiges, sorgenfreies Alter bereiten und für mich selbst Unabhängigkeit in der Wahl meiner Lebensgefährtin erlangen zu können, dies Ziel liegt erreichbar vor mir; des Höchsten Segen und ausdauernder Fleiß von meiner Seite, dies sind die einzigen Bedingungen." Weiterhin eröffnet Peyer die Grundsätze, die sein künftiges Tun und Lassen bestimmen sollen. So schreibt er: „Welche Wege mich die göttliche Weisheit auch führen, ob meinen Hoffnungen, meinen Wünschen Erfüllung lächeln wird, ob Freud, ob Leid die Zukunft birgt und bringt, immerhin soll festes Vertrauen auf seine väterliche Leitung meine Stütze sein; denn ich will es mir nicht verbergen: Ein einziger, ja selbst schnell vorübergehender Sturm im Vaterlande, noch mehr eine allgemeine, weitausgreifende Bewegung der Nationen, könnte unsere Saat fürchterlich verwüsten, unsere Existenz ernst bedrohen; — schwere, trübe Jahre liegen ebensosehr im Bereich der Möglichkeit, als sonnige, durch Friede und Ruhe geförderte Zeiten; sturmbewegte Tage ebensosehr als Tage des häuslich stillen Glückes. Sich selbst in dieser Beziehung zu täuschen, ist des Mannes unwürdige Schwachheit; mit unerschütterlichem Mute dem Glücke wie der Not, wie der Ruhe, so auch der Gefahr entgegenzugehen, das ist wahre Weisheit, Weisheit, wie sie nur aus festem Gottvertrauen erblühen kann." Vielleicht dürfen wir in solchen Worten, die von dem Bewußtsein menschlicher Abhängigkeit, von einer unbedingten Unterordnung unter die göttliche Weisheit und einem festen Vertrauen auf Gottes Vatergüte Zeugnis ablegen, wenigstens teilweise den religiösen Einfluß seines Lehrers Ludwig Pfister erkennen. Peyer war sich bewußt, daß gute und schöne Vorsätze, auch Kraft und Intelligenz nicht hinreichen, sein Haus zu bauen; denn er schließt mit der aufrichtigen Bitte: „Laß darum, o Vater, dies die Grundlage meines ganzen Lebens, die Quelle aller meiner Handlungen werden, sei mir ein gnädiger, schützender Gott; doch dein Wille geschehe!" Dieser Eintrag in sein Tagebuch mag

---

[1]) Tagebuch II, S. 1 f.

als Beweis dafür gelten, daß der junge Mann in der Begründung seiner Lebensstellung keineswegs mit eitler Überhebung zu Werke ging.

Im Geschäfte selbst stellte Peyer von Anfang an den ganzen Mann. Wie oft beschäftigte ihn die Frage nach der größtmöglichen Rentabilität! Auch die Erweiterung desselben erwog er je und je. So stellte er sich schon im Februar 1839 die Frage, ob eine Wollhandlung nicht zeitgemäß sei, und ob sich eine solche — bei Vermehrung der Mittel — nicht auf eine vorteilhafte Art mit ihrem Geschäft verbinden ließe.[1]) Er nahm sich vor, im Laufe der Zeit hierüber Erkundigungen einzuziehen. Allem Anschein nach wurde die in Aussicht genommene Erweiterung schon nach zwei Jahren wirklich vorgenommen, und wie die ersten Jahrgänge des 1840 gegründeten Tageblattes beweisen, versäumte die rührige Firma nichts, einer ehrsamen Kundschaft zu Stadt und Land hievon Kenntnis zu geben. Anfänglich hatte Peyer viele Geschäftsreisen zu machen. So finden wir ihn Mitte November 1838 im Entlebuch,[2]) Mitte Februar des folgenden Jahres in Luzern[3]) und drei Wochen später in Flawil.[4]) Diese Wagenfahrten durchs engere und weitere Vaterland, von denen er als Greis gerne seinem Enkel erzählte,[5]) waren stets Zeiten der Anstrengung, der Mühe und ununterbrochenen Arbeit. Doch die Freude am Geschäft, von der er in einer beim Jahreswechsel 1838/39 angestellten Selbstbetrachtung redet,[6]) mochte ihm über all die vielen Unannehmlichkeiten hinweghelfen. Für seine spätere wirtschaftspolitische Tätigkeit aber sammelte er auf diesen Reisen allerlei nützliche Erfahrungen. Hier lernte er so recht das Elend des damaligen Zoll-, Münz- und Postwesens kennen; er sah, wie sehr der freie Verkehr gehemmt war, wie sich ihm überall Schranken entgegenstellten.[7]) Dies führte ihn darauf, sich eifrig mit dem Studium volkswirtschaftlicher Fragen zu befassen.

Im April 1839 fand im Baumgarten[8]) des Klosters eine Versammlung statt, welche über die zur Belebung unseres Platzes zu ergreifenden Mittel beraten sollte. Die Initianten drängten dabei in erster Linie auf eine lebhaftere Beschiffung des Rheins hin. Da gab der 22jährige Peyer durch einen vortrefflichen freien Vortrag der Besprechung plötzlich eine ganz andere

---

[1]) Tagebuch II, S. 24. — [2]) Tagebuch II, S. 3.
[3]) a. a. O., S. 24. — [4]) a. a. O., S. 31.
[5]) Mitteil. von Herrn Oberrichter Dr. Blaß.
[6]) Tagebuch II, S. 17.
[7]) Pfister, a. a. O. — [8]) Pfister, a. a. O.

Richtung. Er begann mit dem Hinweis auf die Anstrengungen, die zur Einrichtung einer England und Deutschland enger verbindenden Schiffahrt damals gemacht wurden;[1]) er führte aus, daß von den kommerziellen Notabiläten Nordwestdeutschlands im Zusammenhang mit dem berühmten Problem auch dasjenige einer Eisenbahnverbindung zwischen dem Rhein und dem Mittelmeer, bezw. dem Orient studiert werde. Die Eröffnung eines Handelsweges zwischen Rhein und Venedig aber sei folgereich für ganze Länder wie für einzelne Orte, folgereich für die großartigsten Unternehmungen Londons wie für den bescheidenen Handel einer kleinen Kontinentalstadt. Schaffhausen habe alle Ursache, der weitern Entwicklung und endgültigen Lösung dieser Frage volle Aufmerksamkeit zu schenken. Schon bei der Anlage einer Straße von wenigen Stunden Länge suche jedes Dörfchen und in diesem wohl jeder Hausbesitzer in deren Nähe zu kommen. Ganze Gemeinden wie einzelne Private seien zu bedeutenden Opfern bereit, wenn es sich um die Erfüllung ihres Wunsches handle. — „Wie viel mehr sollte sich nicht eine Stadt wie die unsrige in den Bereich einer Handelsstraße wünschen, welche, den Norden mit dem Süden verbindend, fast ausschließlich dazu dienen würde, die unendlichen Erzeugnisse des erstern nach den weiten Abzugskanälen Italiens und des Orients zu bringen, im Austausch gegen die mannigfaltigen Produkte des letztern. Wieviel größer sollten nicht unsere Anstrengungen sein, um ein Glied in dieser mächtigen Kette zu werden." — Von Mannheim, dem Endpunkt der rheinischen Dampfschiffahrt, seien hauptsächlich zwei zur Anlage der in Frage stehenden Eisenbahn geeignete Linien ins Auge zu fassen. Die eine derselben nähme ihre Richtung über Karlsruhe, Stuttgart, Ulm, Memmingen, Innsbruck, Bozen, Verona und Padua; die andere, mit Benützung der Mannheim-Basel-Bahn, würde, entweder dem Rheinufer folgend oder dann über Zürich und den Walensee sich ziehend, am nördlichen Fuße des Splügen ausmünden, am südlichen wieder beginnen und von da das Ziel zu erreichen suchen. Dabei falle wohl jedermann klar in die Augen, daß die eine Richtung der Schweiz nur nachteilig sein könnte, während ihr die andere die mächtigsten Vorteile bringen müßte. Dieses Verhältnis wiederhole sich für Schaffhausen insbesondere in der oben berührten Möglichkeit, entweder über Zürich und den Walensee oder dem Rheinufer entlang den Splügen zu erreichen. Nun habe das Großherzogtum Baden in der Sache ein

---

[1]) Tageb. III, S. 3.

gewichtiges Wort zu sprechen, welches, da die Tirolerlinie[1]) der bereits beschlossenen Mannheim-Basel-Bahn ihre ganze Bedeutung nähme, eher zu Gunsten des die Schweiz berührenden Schienenstranges lauten dürfte; dies umso mehr, weil das badische Nachbarland von der Rheintalbahn seiner ganzen Länge nach durchzogen, von der Linie Mannheim-Karlsruhe-Stuttgart-Ulm 2c. dagegen nur kurz berührt würde. Diese Tatsache sei für die Schweiz im allgemeinen ein Grund zur Beruhigung. Weniger vorteilhaft erschien dem Redner die Lage der Dinge für Schaffhausen im besonderen. „Denn," sagte er, „unsere politische Unbedeutsamkeit, der nicht ganz zu leugnende Mangel an umfassenden finanziellen Kräften, vor allem die uns charakterisierende Ängstlichkeit, die Erfahrung, daß wir, anstatt schaffend aufzutreten, uns bis jetzt von den Umständen und Ereignissen mühselig haben nachschleppen lassen, und endlich das mit Tätigkeit betriebene Projekt einer Basel-Zürich-Bahn, das alles gewährt uns allerdings wenig Hoffnung, doch hoffnungslos soll es uns nicht machen." Peyer empfahl seinen Mitbürgern, durch Anschluß an „Einfluß-, Kraft- und Mittel-Reichere" sich selbst zu kräftigen, und wies dabei wieder auf Baden als natürlichen Verbündeten hin; auch dieses habe ein Interesse daran, die Bahn möglichst lange auf seinem Gebiet zu erhalten und seine südlichen Kreise samt Konstanz in deren Bereich zu bringen. Der Bau der Strecke Rorschach-Ragaz läge auch im Interesse des Kantons St. Gallen, und da seine Hauptstadt, als Mittelpunkt der dortigen Industrie, wie auch das Toggenburg, leicht mit der Hauptlinie in Verbindung gebracht werden könnte, so sei auch von dort namhafte Unterstützung zu erwarten. Ebenso werde Österreich dieselbe einer Unternehmung nicht versagen, welche ihm Bahnen sowohl nach Venedig als nach Mailand möglich mache. Der Umstand, daß für die Basel-Zürich-Bahn schon bedeutende Vorarbeiten gemacht seien, dürfe übrigens nicht entmutigen, da derselben große Schwierigkeiten verschiedener Art im Wege stünden, die bei der Schienenführung auf dem rechten Rheinufer ganz in Wegfall kämen; immerhin sei das eine ernstliche Mahnung, nicht ruhig zuzusehen und müßig zu bleiben, bis es zu spät sei, sondern jetzt, da es alles gelte, auch alles dranzusetzen und selbst bedeutende Opfer, wichtige Konzessionen nicht zu scheuen, um Baden zur Fortsetzung der Bahn zu bestimmen. Sei die Sache einmal so weit, so werde

---

[1]) Kürzere Bezeichnung für die Linie Memmingen-Innsbruck-Bozen-Verona-Padua.

das kräftig fortschreitende St. Gallen nicht zurückbleiben, sondern auch hierin seine schaffende Lebensfähigkeit bewähren.

Zunächst nun muß freilich gesagt werden, daß Peyers Ausführungen wenigstens einem Teil seiner Zuhörer nicht neu sein konnten. Der oben skizzierte Plan einer engern Verbindung Englands mit seinen indischen Besitzungen, wie ihn Dr. Schulte aus Köln, der Vertreter der rheinischen Schiffahrt, in jener Londoner Versammlung entwickelt hatte, war durch einen Artikel der Allgemeinen Zeitung[1]) weithin bekannt geworden. In Italien und der Schweiz scheint man sogar schon vorher dem Problem seine Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Die 1836 erfolgte Eingabe der Zürcher Handelskammer an die Zürcher Regierung,[2]) welche die Bahn Basel-Zürich in den Zusammenhang einer Linie Basel-Graubünden stellte, beabsichtigte bereits schon, jene Weltverkehrsstraße durch unser Land zu leiten. Mitte Juni 1838 war Ingenieur Zanino Volta, der älteste Sohn des berühmten Physikers, mit dem Gesuch an die St. Galler und Graubündner Regierung herangetreten, ihm ein hundertjähriges Privilegium zum Bau und Betrieb einer Eisen- oder Granitbahn von Wallenstadt bis zur lombardischen Grenze zu erteilen, wobei er gleichzeitig um die Erlaubnis bat, den Splügen am geeigneten Orte durchbohren zu dürfen.[3]) Von diesen Vorgängen war man wohl auch in Schaffhausen sehr gut unterrichtet. Peyer selbst sprach ja von Vorarbeiten, welche für die Basel-Zürich-Bahn bereits getan seien. Um so bewundernswürdiger aber ist sein Optimismus, mit dem er daran festhält, Schaffhausen könnte mit diesem internationalen Schienenstrang in Berührung gebracht und dadurch aus seiner wirtschaftlichen Verlegenheit befreit werden.

In der richtigen Erwägung, daß nur eine klare und bestimmte Darlegung des Problems und seiner Bedeutung für die örtlichen Verhältnisse Schaffhausens auf die Zuhörer Eindruck machen könne, schrieb Peyer seine Gedanken in logischer Ordnung und mustergültiger Kürze nieder. Dabei bemerkte er ausdrücklich, daß es nicht in seiner Absicht liege, die Frage erschöpfend zu behandeln; der Zweck seines Votums bestünde vielmehr darin, die Aufmerksamkeit derjenigen auf den Gegenstand zu lenken, die kompetent

---

[1]) Jahrg. 1839, Nr. 109.

[2]) Herm. Bächtold: Die Entstehung des Stammnetzes der schweiz. Eisenbahnen, Basel 1914, S. 12.

[3]) Jos. Ant. Müller: Zur Erinnerung an die schweiz. Alpenbahnbestrebungen, Sarnen 1922, S. 4.

seien, darüber ein Urteil zu fällen.[1]) Nach Laffons Bericht[2]) wurde Peyers „Idee" mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und dieser selbst sorgte dafür, daß sie weiter wirkte.

In diesen verkehrspolitischen Bemühungen erschöpfte sich seine außerberufliche Tätigkeit keineswegs. Sein handschriftlicher Nachlaß aus dieser Zeit zeugt davon, daß auch rein politische Fragen ihn beschäftigten. Durch eine ausgedehnte, planmäßige Lektüre arbeitete er unausgesetzt an seiner staatsbürgerlichen Bildung. Die reifere Jugend jener Zeit war sich deutlicher bewußt, daß nur im Schutz und Schirm von Recht und Gesetz der Einzelne seiner Arbeit obliegen und deren Segen in Ruhe genießen könne. Daraus folgte eine gewisse Hochschätzung des Staates und ein Interesse an seinen wohltätigen Einrichtungen. Wo wären heute die Jünglinge im Alter von 20—22 Jahren, die in ihrer Freizeit ungerufen die Grundgesetze von Kanton und Bund studierten, die Wesen und Zweck der Volksbildung zu ergründen suchten oder über die Vorzüge und Nachteile der monarchischen und republikanischen Staatsform eingehende Betrachtungen anstellten! Peyer im Hof tat noch mehr. Er schrieb die Resultate seines Nachdenkens stets in kurzer und bündiger Form nieder und erntete davon nicht nur große Klarheit bezüglich seiner Kenntnisse und Begriffe, sondern bildete auch die ihm angeborne Fähigkeit des Ausdrucks bis zu einem Grade, wie sie nur wenigen eigen ist. Nachfolgende Sätze des 21jährigen, die er über den letzten der oben genannten Gegenstände niederschrieb, mögen das Gesagte deutlicher machen. „Es ist schwer oder wohl gar nicht zu entscheiden, welche Regierungsform die bessere, d. h. diejenige sei, welche das betreffende Volk, die unter ihren Gesetzen stehende Nation auf den höchstmöglichen Punkt des materiellen Wohlstandes bringe. Wie die Verschiedenheit des einzelnen Menschen sich verschiedene Verhältnisse schafft, wie der Unterschied der Stämme abweichende Sitten und Gebräuche hervorbringt, wie — wenn auch die Zeit kommen wird, wo alle Kniee sich nur einem Gotte beugen — dennoch immerfort verschiedene Konfessionen bestehen werden: so werden auch, solange diese Erde besteht, die Völker in politischer Beziehung verschiedene Gestaltungen annehmen. Hier wird der Wille eines Einzigen Gesetze vorschreiben, dort das Volk als Souverän sich selbst regieren; an beiden Orten kann Glück und Segen, oder aber auch Unheil und Verfall

---

[1]) Tageb. III, S. 7.

[2]) Laffon: Nationalrat Peyer im Hof, S. 1.

walten. Doch wo einmal eine republikanische Verfassung besteht, da sollen auch Freiheit und Gleichheit in dem Grade der Vollkommenheit herrschen, der durch die sittliche Bildung des Volkes bedingt ist, — Freiheit, weil das Volk sich selbst regiert; Gleichheit aller vor dem Gesetz.

Der Grad der Freiheit ist, wie schon gesagt, bedingt durch die Stufe von allgemeiner Bildung und Kultur, auf welcher ein Volk steht; und die vollkommenste Demokratie im wahren Sinne des Wortes (man denke hier nicht an die Urkantone, welche es nur dem Namen nach sind) muß sich mit der höchsten wahren Aufklärung gepaart finden. Es wird freilich behauptet, und die Geschichte scheint es zu bestätigen, daß der republikanische Zustand den Anfang der Entwicklung der Völker bedeutet; könnte aber nicht auch mit einigem Grund die Vermutung aufgestellt werden, daß das große Weltrad diesen Zustand, wenn auch nicht der Form, doch dem Geiste nach wieder zurückführen werde, vorausgesetzt nämlich, daß das ganze Menschengeschlecht in intellektueller Beziehung von Jahrhundert zu Jahrhundert vorwärts schreitet. — Freilich wird der wiederkehrende republikanische Zustand auf andern Basen beruhen, als der anfängliche."[1])

Auch die Frage betreffend den Fortbestand der Klöster beschäftigte Peyer. Er versuchte sich darüber Rechenschaft zu geben, welche Maßregeln eine Regierung in bezug auf dieselben treffen könne, ob sie sich in die Verwaltung ihrer Güter einmischen dürfe usw. Er bedauerte, daß diese Sache, wie dies bei uns oft der Fall sei, zur Parteifrage gemacht werde. „Ihr habt Geld nötig und streckt nun eure gierigen Hände auch nach dem heiligen Gut der Kirche," so sprächen die einen. „Diese Pfeiler der Finsternis, diese Schlupfwinkel des Aberglaubens wollt Ihr erhalten, um dadurch Eurer Herrschsucht das Feld zu sichern," so laute die Entgegnung der andern. „Wir unsrerseits," sagt er, „könnten weder die unbedingte Anerkennung, ebensowenig aber auch die unbedingte Aufhebung der Klöster billigen; unseres Dafürhaltens sind sie öffentliche Anstalten, aus Mitteln gestiftet unabhängig vom Staate. Jede solche Anstalt wird aber nur dann fortbestehen und leben können, wenn sie dem Geiste des Volkes entspricht, und sobald dies nicht mehr der Fall ist, in sich selbst zerfallen. Erkennt man daher die Souveränität des Volkes an und füllt dieses noch immer die Zellen mit willigen, dem Stande sich freudig widmenden Subjekten, so kann man auch nicht anders, als die Anstalt fortbestehen lassen. Ist aber eine

---

[1]) Tageb. II, S. 4.

solche nicht mehr zeitgemäß, so wird auch der Zufluß von Nahrungsstoff von selbst aufhören, und dann darf man wohl die Axt an den alternden, absterbenden Baum legen, in diesem Falle aber die Fonds nur zu solchen der ursprünglichen Stiftung am nächsten liegenden, also kirchlichen und pädagogischen Zwecken verwenden. Wie jedem Privaten, der schlecht haushaltet, durch den Staat ein Verwalter gegeben werden kann, so steht ihm in betreff derjenigen Klöster, welche mit einer hinreichenden Zahl von Angehörigen fortbestehen, ihr Vermögen aber nur mit Nachteil zu verwalten wissen, gewiß das gleiche Recht zu. In diesem Falle soll er aber nur verwalten helfen und nicht angreifen."[1])

Wohl wenige, die nachmals bei dem folgenschweren Entscheid über den Antrag Augustin Kellers im aargauischen Großen Rate mitwirkten, hätten ihre Stimmabgabe besser zu begründen vermocht.

Peyers Stellung zu den geistigen Strömungen des Jahres 1839 offenbart hinsichtlich seiner religiösen Anschauungen eine merkliche Schwenkung nach links. „Prüfet alles, und das Gute behaltet," hatte Direktor Bach acht Jahre vorher den Schülern des Gymnasiums zugerufen und ihnen in eindringlichen Worten die Bedeutung dieses protestantischen Wahlspruches ans Herz gelegt. „Dieser Prüfungsgeist," hatte er gesagt, „lehrt uns nicht bloß glauben, sondern auch denken; er läßt uns durch Zweifel und Ungewißheit hindurch gehen, um zu einer desto bessern Einsicht und festen Überzeugung zu gelangen. Der Protestantismus kennt in geistigen Dingen keine Macht als die der Wahrheit, und keine Gewalt, als die des Gewissens, und kein Recht, als das der Überzeugung."[2]) Im Sinne dieses Mahnwortes suchte sich Peyer im Hof in jenem Sturme zurechtzufinden, den die liberalen Staatslenker Zürichs durch die Berufung von Dr. David Strauß als Professor der christlichen Glaubenslehre an der Hochschule heraufbeschworen hatten. Immerhin besteht die Vermutung, daß der junge Schaffhauser, wenigstens anfänglich, von Anhängern Straußens etwas stark beeinflußt wurde. „Strauß," schreibt er einmal,[3]) „wie vielfach bewegt dieser Mann die Gemüter! Wie mancher edle Wettkampf der Wissenschaft, wie mancher fanatische Streit eines blinden Eifers ist durch sein Wort angefeuert worden! Ich habe von seinen Schriften noch nichts

---

[1]) Tageb. II, S. 6 ff.

[2]) Aus einer Rede Prof. Usteris. Siehe Einladungsschrift zur Prüfung des Gymnasiums. Schaffh. 1830.

[3]) Tageb. II, S. 28.

gelesen, aber gestehen muß ich es mir, daß seine Leidenschaftslosigkeit, die ruhige Darlegung des Resultates seiner wissenschaftlichen Forschung, die Zugeständnisse, welche er — wie ich mir habe sagen lassen — in seinen spätern Schriften macht — und dagegen das eigentlich rohe Wüten auf der Seite seiner Gegner, von denen so viele nicht einmal wissen, wogegen sie toben, gestehen muß ich, daß bei mir dies alles sehr zu seinen Gunsten spricht und mich hauptsächlich in dem Vorsatze bestärkt, seine Lehre kennen zu lernen. Daß eine solche Lektüre für das ganze Leben von dem mächtigsten und gewaltigsten Einflusse sein muß, kann ich mir nicht verhehlen; indessen stärkt mich die Überzeugung, daß der Gott der Wahrheit den nach Licht und Wahrheit ernstlich und redlich Ringenden nicht untergehen lassen wird."

Beachtenswert ist, daß Peyer in der Zeit, da er anfing, sich über die ihm in der Schule vorgetragene Religionslehre Rechnung abzulegen, sich selbst und seinen Glauben in dieser Beziehung zu prüfen, eine edle Zurückhaltung zeigt, das schöne Gut des frohen Jugendglaubens preiszugeben. Das geht beispielsweise aus den folgenden Worten deutlich hervor: „Selten findet man bei dem Jüngling ruhige Überlegung genug, zu prüfen und das Wahre zu behalten; wie oft wirft er in seinem jugendlichen Leichtsinn und Übermut alles von sich, wie leicht verwechselt er den Kern mit der Schale, und weil diese seinem reifern Verstande nicht mehr genügt, verfällt er in den traurigen Irrtum, daß er auch über jenen erhaben sei. Ferne von mir sei ein solches Benehmen, und wenn ich auch manches, was unserer hohen Lehre beigegeben ist, nicht als historische Wahrheit, als wirkliche Tatsache annehmen kann, so bin ich doch weit entfernt, die erhabene Göttlichkeit unserer Christenlehre nicht anerkennen, weit entfernt, der Stütze, welche sie allein uns in diesem Leben auch ohne wörtlichen, historischen Glauben gewährt, entbehren, — weit entfernt, mich der Hoffnung, welche sie uns für ein anderes Leben gibt, berauben zu wollen. Um keinen Preis möchte ich mir den Glauben an eine alliebende Gottheit, welche alle Menschen zum Glücke befähigt und uns zu dem Ende durch seinen göttlichen Gesandten unsere herrliche Religion der Liebe geschenkt hat, nehmen lassen."[1])

Die folgenden Einträge in sein Tagebuch lassen jedoch erkennen, daß Peyer in den dogmatischen Streitigkeiten jener Tage sich bald entschieden auf die Seite der Bibelkritik stellte. Der Gedanke eines einzig seligmachenden Glaubens war ihm je länger je unerträglicher, und die Ansicht, daß nur

---

[1]) Tageb. II, S. 29 f.

die nach einer bestimmten wörtlichen Lehre ausgebildeten und sich streng an den Buchstaben haltenden Menschen glücklich und selig werden könnten, schien ihm unvereinbar mit dem Glauben an einen liebenden Vater, der alle seine Kinder glücklich machen wolle. „Sollten wir," so schreibt er einmal,[1]) „die vom Schöpfer uns geschenkte Vernunft nur dazu haben, um über Irdisches nachzudenken, nicht aber über das Höchste und Heiligste? Nein, nein, das kann nicht sein. Prüfet alles und das Beste behaltet, sagt unser göttlicher Lehrer ja selbst. Daß so mancher Geistliche jetzt Wehe, Wehe! ruft, kann ich mir zum größern Teil leicht daraus erklären, weil manches, was er als unumstößliche Wahrheit bis anhin zu lehren gewohnt war, durch das neue System modifiziert und sein Ansehen einigermaßen geschmälert wird. Daß aber so viele aufgeklärt Seinwollende unsere durch ihre eigene Göttlichkeit ewig unumstößliche Lehre in Gefahr glauben, wenn man einige Formen angreift oder darin von ihrer Ansicht, von ihrem Glauben abweicht, das kann ich mir nicht erklären."

In der Tat hatte Straußens Berufung an die Zürcher theologische Fakultät in den weitesten Kreisen eine ungeheure Aufregung hervorgerufen. Ein „Glaubenskomitee" mit dem Fabrikanten Hürlimann-Landis an der Spitze forderte von der Regierung die Aufhebung ihres Beschlusses und organisierte mit einer Rührigkeit ohnegleichen im ganzen Kanton Zürich die Opposition. Schon am 10. März 1839 stellten mehr als 39000 Stimmberechtigte in den Kirchgemeinden das kategorische Begehren: „Strauß darf und soll nicht kommen!" und der zu einer außerordentlichen Sitzung auf den 18. März einberufene Große Rat fand in seiner großen Mehrheit, es sei der Volkswille zu erfüllen, und, da eine nützliche Lehrtätigkeit des Gewählten an der Hochschule unmöglich erscheine, seine Berufung rückgängig zu machen.[2])

Peyer war von diesem Entscheid durch die Repräsentanten des Zürcher Volkes offensichtlich enttäuscht. „Das also," schrieb er noch unter demselben Datum in sein Tagebuch,[3]) „ist die Glaubensfreiheit, welche das souveräne Volk täglich im Munde führte. Wer nicht historischen Glauben hat, der ist ein Verlorner, ja noch mehr: ein Ketzer, ein Gotteslästerer! — Das sind die christlichen Grundsätze, welche der wahren Religion der Liebe, der Duldung entspringen sollen! Diese gemeinen Schmähungen, welche im

---

[1]) Am 13. März 1839. Tageb. II, S. 32.
[2]) Vgl. Dierauer, Gesch. d. schweiz. Eidgen., Band V, S. 659 f.
[3]) 18. März 1839. Tageb. II, S. 34.

Namen der Religion gegen Andersdenkende ausgestoßen wurden, diese sollen aus reiner Quelle entspringen?" Wenn man seine augenblickliche Verstimmung in Betracht zieht, so wird man die Offenheit schätzen müssen, mit der er von dem wunden Punkt auf der Seite der „Straußianer" spricht: „Sehr muß ich bedauern, daß Strauß an Männern Verteidiger gefunden hat, welche, in moralischer Beziehung nicht des untadelhaftesten Rufes sich freuend, ihn nur als politisches Werkzeug zur Erreichung ihrer radikalen Zwecke gebrauchen wollten, während er, weit entfernt, mit seinem System ins öffentliche Volksleben eingreifen zu wollen, sich nur auf wissenschaftlichem Boden bewegen will."

Die ganze Geschichte galt Peyer als ein neuer Beweis für seine Ansicht, daß aller Fortschritt und besonders Reformation in kirchlichen Dingen sich nach und nach aus dem Volk entwickeln müsse. Er selbst wurde in diesen Tagen der religiösen Aufregung viel von Zweifeln angefochten. Wie zur eigenen Beruhigung präzisierte er einige Tage später seinen Standpunkt dahin, daß er einen Unterschied mache zwischen denjenigen, welche mit der Volksbildung der allgemeinen Auflösung und Zerstörung entgegenarbeiteten, und solchen, denen Förderung der Wissenschaft, Streben nach Licht und Wahrheit einziger Zweck sei. Dementsprechend glaube er sich keiner Inkonsequenz schuldig zu machen, wenn er sich gegen diejenigen, welche die Berufung Straußens durchzusetzen suchten, nicht aber unbedingt gegen ihn selbst erkläre. Bei wiederkehrender innerer Ruhe gestand er auch, daß der Kampf der letzten Tage ihm bange Stunden verursacht habe; „nunmehr aber," versichert er, „ist das freudige Vertrauen in meine Brust zurückgekehrt, daß der Allgütige meinen redlichen Willen nach seiner Gnade richten werde." Den Geist des Friedens atmen denn auch die Worte: „Wohl dem Menschen, der in dem kirchlichen Glauben seine Stütze für dieses Leben findet! Raubet, zerstöret ihm denselben nicht, es wäre der großen Verbrechen eines der größten! Doch verdammet und verketzert auch den nicht, dessen Geist sich in freieren Schwingungen zum Vater emporschwingen will, der in dem Glauben an eine unendliche Liebe die kirchlichen, beengenden Schranken durchbricht! . . . Laßt den Vater richten, der uns Menschen verschiedene Gaben zu verschiedener Anwendung gegeben hat!"

Es mochte wesentlich zu seiner Erleichterung beitragen, daß Peyer seinen Geschwistern, vor allem seinem Schwager Bernhard Neher[1]) gegenüber

---

[1]) Über ihn vgl. unten S. 153, Anm. 3.

auch in dieser Angelegenheit sich offen aussprechen konnte. In zwei an Neher gerichteten Briefen begründete Peyer einläßlich seinen neugewonnenen Glaubensstandpunkt. Mit beredten Worten schildert er darin[1]) das Streben des gebildeten Menschen nach einem „innern Glauben", der ihn hindurchführe durch die Stürme des Lebens, nach einem lebendigen Glauben, der auch im Tode standhalte. Dieser Glaube aber beruhe auf einer klaren und festen Überzeugung, die nur da zustande komme, wo unsere Vernunft mit der Offenbarung und mit der Natur übereinstimme. Er empfiehlt, die der Vernunft widersprechenden biblischen Geschichten — die Wunder, Erscheinungen und Verklärungen — nicht als historische Tatsachen hinzunehmen, dieselben vielmehr als Allegorien zu betrachten oder ihren Ursprung in dem Geist der damaligen Zeit, in den von dem kommenden Messias im jüdischen Volke herrschenden Vorstellungen und in dem begeisterten Gemütszustand der Erzählenden zu suchen. „Wenn wir so die goldene Schale von dem lebendigen Kern abgelöst haben," schreibt er hierüber, „dann nahen wir uns mit desto tieferem, heiligerem Ernste — denn kein Zweifel und kein Aber tritt uns mehr in den Weg — der Person unseres göttlichen Meisters selbst. Ungetrübt strahlt uns seine hohe sittliche Vollkommenheit entgegen! Seine unendliche Erhabenheit über die Besten, welche vor ihm und nach ihm die Erde bewohnten, seine allesumfassende Liebe, seine beseligende Lehre, sein Leben, sein Leiden, sein besiegelnder Tod, alles, alles verkündet uns mit unwiderstehlich überzeugender Gewalt, daß er der Welt Heiland ist." Ohne mit den Anschauungen und Urteilen Peyers einig zu gehen, wird man nicht daran zweifeln, daß die Frage nach den letzten und höchsten Dingen ihn im Innersten beschäftigte, daß er bemüht war, den Grund zu finden, darin er sich für Zeit und Ewigkeit verankern könne. Neher, der im Verlauf einer früheren, mündlichen Aussprache die freien religiösen Ansichten seines Schwagers offenbar mißbilligte, seither aber alle Flugschriften für und gegen Strauß gelesen und beinahe täglich in seinem „kritischen famösen Werk" studiert hatte, war, wenn auch nicht von dem guten Fundament der neuen Lehre, so doch von Peyers redlichem Wollen nunmehr völlig überzeugt; daran hielt er allerdings fest, daß der größere Teil des Volkes bei der historischen Glaubenslehre sich auch jetzt noch viel besser und glücklicher befände, als bei der in Frage stehenden. Peyer aber, der, wie er ausdrücklich versichert,[2]) nie daran gedacht hatte,

[1]) Tageb. II, S. 41.
[2]) Brief an B. Neher vom 18. April 1839.

daß seine Geschwister unbedingt auf seine Ansichten eingehen würden, war vollauf befriedigt, sein aufrichtiges Streben von denjenigen anerkannt zu sehen, die ihm in jeder Beziehung nahe ständen.

Schließlich soll noch bemerkt werden, daß auch die Schrift Daniel Schenkels über „Kirche und Wissenschaft" auf Peyers religiöse Entwicklung einen nachhaltigen Einfluß ausübte.[1])

Hier ist wohl auch der Ort, auf Peyers ausgedehnte Lektüre hinzuweisen und dieselbe mit einigen Worten zu charakterisieren. Während Escher, Dubs, Speiser, Bischoff, Stämpfli, Heer u. a., mit denen er später so erfolgreich am innern Ausbau des neuen Bundes zusammenarbeitete, für ihre staatsmännische Laufbahn eine abgeschlossene akademische Bildung sich hatten aneignen können, suchte Friedrich Peyer die erforderlichen theoretischen Kenntnisse auf dem Gebiet des öffentlichen Rechtes, der Nationalökonomie, der allgemeinen und vaterländischen Geschichte, der Literatur und Kunst durch eifriges Selbststudium zu erwerben. Hiebei unterstützte ihn eine erstaunliche Leichtigkeit in der Auffassung der schwersten Materien und, wie die bisherigen Zitate aus seinem handschriftlichen Nachlaß beweisen, eine seltene Fähigkeit der sprachlichen Wiedergabe des Gelesenen. Er selbst kannte auch den Einfluß vor allem des gesprochenen Wortes zu gut, als daß er sich dieses ihm zu Gebote stehenden Mittels zur Erreichung seines hochgesteckten Zieles nicht in ausgiebigstem Maße bedient hätte. Peyer wußte wohl, daß man sich erst, so viel wie möglich, vom Ausdruck ab auf die Gedanken hinkehren müsse, daß diesen, wenn sie deutlich und mit Interesse gedacht seien, die Worte von selbst folgen würden; trotzdem verwendete er von Anfang an große Sorgfalt auch auf die rein technische Vollendung seiner Rede. Obgleich Kaufmann von Beruf, studierte er Ciceros Schrift „de oratore",[2]) und seine späteren Voten im Großen Rat wie im Nationalrat, insbesondere auch seine Reden anläßlich des eidgenössischen Schützenfestes lassen vermuten, daß er sich die römischen, vielleicht sogar die attischen Redner zum Vorbild genommen habe. Soviel ist sicher, daß Homer und die griechischen Tragiker Peyer längere Zeit beschäftigten.[3])

Seine Auswahl der Lektüre war übrigens keine regellose, mehr oder weniger nur auf Zufälligkeiten beruhende. Schon den Siebzehnjährigen hatten Verfassungsfragen interessiert; fünf Jahre später studierte Peyer den

---

[1]) Vgl. Tageb. III, S. 29.

[2]) Intelligenzbl. 1900, Nr. 117.

[3]) Tageb. IV, S. 20.

Pauperismus, las Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage und registrierte aufmerksam die Fehler des Radikalismus. Der künftige Wirtschaftspolitiker schöpfte u. a. aus Abhandlungen „über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas" und „über die Steinkohlengebilde in naturhistorischer und technischer Beziehung".[1]) Er hielt es nicht für überflüssig, sich über die neue Gestaltung der deutschen Altertumswissenschaften zu informieren und sich zu erkundigen, auf welchem Standpunkt die vaterländische Geschichtsforschung stehe. Seine geschlossenen literarischen Studien gemahnen unwillkürlich an den Einfluß seines trefflichen Lehrers Götzinger, wenngleich zu sagen ist, daß Peyer von Natur aus etwas sehr Zielbewußtes an sich hatte, daß sich diese Seite seines Wesens in all seinen verschiedenartigen Betätigungen kundgab und wir großenteils darin das Geheimnis seiner Erfolge suchen müssen. Anfänglich las er die Werke der Romantiker. Unter diesen fesselten ihn besonders die Lieder, Romane, Lust- und Schauspiele des Dresdener Hofrats Ludwig Tieck.[2]) Hohen Genuß fand er an dem Roman „Heinrich von Osterdingen", in dem Novalis „mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt erobern wollte."[3])

Viel Gefallen fand Peyer an der farbigen und lebendigen Schilderung historischer Zustände in Spindlers Romanen; auch Lesefrüchte aus Raupachs „Hohenstaufen" finden sich unter seinen Aufzeichnungen.[4]) In deutscher Übersetzung studierte er die Werke Shakespeares und Byrons;[5]) am meisten aber griff er zu denen von Schiller und Goethe. Mit Wonne las Peyer „Schillers Leben" von Karl Hoffmeister;[6]) denn vieles darin erinnerte ihn an eigene Erlebnisse und Kämpfe. Er selbst schreibt darüber: „Eine herrliche Lektüre, dieses Leben Schillers von Hoffmeister, und zu keiner bessern Zeit hätte ich mit diesem Menschen näher bekannt werden können. Alles, alles — seine Freuden, seine Leiden, seine Gefühle, seine Gemütsstimmungen, der Gang seiner Entwicklung — alles tönt wunderbar in mir wieder. O, wenn zwischen dem elenden Wurm und dem stolzen Löwen, dem Atom und der leuchtenden Sonne auch nur eine kleine Ähnlichkeit

---

[1]) Tageb. II, S. 59.
[2]) Tageb. II, S. 8 f., 24.
[3]) Barthel, Deutsche Nationallit. der Neuzeit, S. 13.
[4]) Tageb. II, S. 15.
[5]) Tageb. II, S. 21 und 35; IV, S. 11.
[6]) Tageb. IV, S. 18 ff.

denkbar ist, dann darf auch ich sagen: „Wie Schiller, so fühle und denke auch ich.“ Peyer strebte darnach, an kritischen Schriften[1]) seine eigenen literarischen Urteile zu prüfen und zu schärfen; Abhandlungen „über Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche“, „über die literarischen Zustände Belgiens“, „über Heines Schriften und Tendenz“ dienten beispielsweise diesem Zweck.

Peyers Studien schlossen sich meist an wirtschaftliche, politische, literarische oder religiöse Tagesfragen an. Dabei lag es in seinem Wesen, jede derselben so weit als möglich zu verfolgen. Von seinem alles beherrschenden praktischen Sinn zeugt die Gewohnheit, den jeweiligen Hauptgedanken oder einige charakteristische Punkte der Lektüre zu notieren, um dieselben festzuhalten und allzeit gegenwärtig zu haben. So kam es, daß er mit der Zeit über einen reichen Schatz von allgemeinen Kenntnissen verfügte und im Gespräch, in Briefen oder öffentlichen Reden selbst klassisch gebildete Leute in Erstaunen setzte.

Seit seiner Rückkehr in die Heimat wohnte Peyer allein mit seiner Mutter im Hause zum Zuber.[2]) Sämtliche Geschwister hatten ihren eigenen Hausstand begründet.[3]) Für den lebhaften Geist des jungen Mannes war das Fehlen des gesellschaftlichen Elementes nicht selten etwas drückend. Einige Abwechslung in den Alltag brachten die jeweiligen Neujahrsfeste im Hause der Mutter oder einer ihrer Töchter, die dem frohen Zusammensein der weiteren Familie gewidmet waren.[4]) Sonst suchte und fand Peyer Unterhaltung und Anregung in Gesellschaft von Freunden. Er war Mitglied der sogenannten Freitagskompagnie, die vermutlich zur Pflege edler Geselligkeit ins Leben gerufen worden war, und außer Peyer im Hof die Herren Blank, C. Neher, Oschwald, Ott, C. Schalch, J. C. Seiler, W. Veith,

---

[1]) Tageb. II, S. 59 u. a. O.

[2]) Witwe Peyer im Hof-Ammann hatte dasselbe gegen ihr Haus zur Rose von Herrn Pfister-Sommer eingetauscht. Fertigungsprotokoll vom 19. Dez. 1831.

[3]) Elisabeth verehelichte sich mit Karl Christian Stahl von Ludwigsburg, Lehrer am Institut im Rosenberg auf dem Herrenacker in Schaffhausen. (Hunziker, Bilder zur neuern Gesch. der schweizerischen Volksschule S. 161.) — Maria wurde 1831 die Gattin von Heinrich Enderis, Pfarrer in Buchberg. — Am 7. September 1837 vermählte sich Pauline mit Bernhard Neher im Laufen, und am gleichen Tage trat Emilie als Gattin und Mutter an die Stelle ihrer frühverstorbenen Schwester Sophie Laffon, geb. Peyer im Hof. — S. Laffon, Memorabilia S. 10. Ferner Auszug aus dem Zivilstandsregister, gütigst mitgeteilt von Herrn a. Stadtrat Rob. Harder.

[4]) Laffon, Memor. S. 10 f.

C. Ziegler und Hans von Ziegler zu ihren Mitgliedern zählte.[1]) Peyers an sich löbliche Absicht, den unter seinen Mitbürgern beinahe erstorbenen Gemeinsinn von diesem engern Kreise aus neu zu beleben, stieß jedoch allem Anschein nach auf Widerstand. Sein Antrag, die Gesellschaft, welche über bedeutende finanzielle Mittel verfügt haben muß, solle sich an der auf den 19. und 20. Dezember 1838 angeordneten Orgelsubskription beteiligen,[2]) fiel, wie andere in derselben Absicht gestellte, durch; Peyer selbst aber kannte ein stilles Wirken und Warten nicht. Fortgesetzte Differenzen, an denen trotz der gegenteiligen Behauptungen sein diktatorisches Benehmen die Hauptschuld tragen mochte, veranlaßten ihn, schon am 24. Januar 1839[3]) mit seinem vertrautesten Freunde, Konrad Neher,[4]) wieder aus der Verbindung auszutreten. In seinem „Abschied an die Kompagnie" macht er ihr den Vorwurf, sie erfülle ihren Zweck nicht. Die Überzeugung, daß die Elemente, aus denen sie sich zusammensetze, zu verschiedenartig seien, um je harmonieren zu können, habe ihn zu dem für ihn freilich schmerzlichen Entschluß gebracht. Peyer schließt mit den Worten: „Empfanget für so manche schöne Stunde, in Eurer Mitte genossen, meinen Dank; gewährt mir dagegen, wenn ich Euch beleidigte, Eure Verzeihung, und glaubet mir, daß mich nur der Wunsch, der Kompagnie endlich Eintracht zu geben, zu gegenwärtigem Schritte veranlaßt. Und wenn ich daher schließlich um Fortdauer Eurer Freundschaft bitte, so lasset diese Bitte nicht unerhört Euerm ergebenen Peyer im Hof."[5]) Die Antwort der „Kompagnie" ist in durchaus ruhigem, würdigem Ton gehalten. „Mit Bedauern," so lesen wir, „aber auch nicht ohne gerechtes Staunen haben wir aus Eurer Zuschrift vom 24. d. M. Euern Entschluß, die Gesellschaft zu verlassen, vernommen; mit Bedauern, — indem es uns einerseits schmerzen muß, zwei werte Mitglieder zu verlieren; mit Staunen — weil wir auf der andern Seite den angeführten Grund nicht zu erfassen imstande sind. Mit eben der Gewissenhaftigkeit, die Euern Ansichten zu Grunde gelegen, eröffnen auch wir Euch unsre Überzeugungen. Solange die Menschen Menschen bleiben, werden sie nie nach einem und demselben Modell gedrechselt, stets verschiedenen Eindrücken unterworfen sein. Uns erscheint sogar die Mannigfaltigkeit der Ideen als ein Mittel zur

---

[1]) Tageb. II, S. 20, wo auf einem Brief ihre Unterschriften stehen.
[2]) Tageb. II, S. 14, u. Lassoon, Memor. S. 10.
[3]) Tageb. II, S. 19.
[4]) Über ihn vgl. unten S. 155 u. 160.
[5]) Entwurf vom 14. Januar 1839. Tageb. II, S. 18.

Beförderung der Geselligkeit, und auch momentane Reibungen betrachten wir für nichts mehr und nichts weniger, als das, was sie unter echten Freunden stets gewesen sind. Was jüngst von der Gesamtheit gegen den Einzelnen geschah, war — eben weil es sich um einen Freund handelte, wohlgemeinte Rüge, die aber auch nicht den mindesten Nachklang zurücklassen sollte. Freie Meinungsäußerung ist eine Bedingung wahrer Freundschaft unter freien Menschen. — Euern vermöge der Statuten verfallenen Anteil am Fonds haben wir mit Einmut zu frommen Zwecken bestimmt.

„In allen Lagen, wo wir Euch treffen mögen, wird es uns zum wahren Vergnügen gereichen, Euch den Beweis zu geben, daß trotz aller Charakterverschiedenheit doch niemals feindliche Elemente gegen den Einen oder Andern von Euch vorgeherrscht haben."

Der unangenehme Vorfall machte auf Peyer einen tiefern Eindruck, als er selbst anfänglich glauben wollte. Möglicherweise trug er doch auch schuld an der gegenseitigen Entfremdung. Wenigstens nahm er sich vor, in seinem künftigen Benehmen andern gegenüber Mäßigung und Bescheidenheit, Nachgiebigkeit und Rücksicht zu üben. Eines vermochte ihn über das Widerwärtige in seinen jüngsten Erfahrungen zu trösten: Er hatte den Wert eines treuen Freundes recht tief empfunden, und Wonne erfüllte ihn im Gedanken an all die schönen Stunden, die ihm diese Freundschaft noch bereiten würde.

Es ist leider nicht möglich, Peyers Verhältnis zu Konrad Neher bis in seine Anfänge zurückzuverfolgen. Alle hierauf bezüglichen Nachrichten[1]) aber zeugen von dem redlichen Wollen des einen wie des andern, dem wahren Glück des Freundes zu dienen. Wenn die gegenseitige Liebe sich dabei nicht selten in ernsten, mahnenden Worten kundgibt, so liegt darin ein Beweis für die Reinheit und Lauterkeit, aber auch für den festen Halt ihrer Beziehungen. Peyer besonders hielt sein Freundschaft mit Neher sehr hoch; aus lauter Furcht, dieselbe könnte unter dem Scheitern seiner Hoffnungen ebenfalls leiden, hielt er seine Liebe zu dessen Schwester lange geheim. Nehers wachsende Neigung zu Karoline Stokar, einer nahen, lieben Verwandten Peyers, war dazu angetan, den Freund dem Freunde noch enger zu verbinden; andrerseits lag in der schwachen Gesundheit dieser Tochter für Peyer ein Grund zu großer Besorgnis um die beiden Liebenden. Wie atmete er dann auf, als schließlich alle Bedenken behoben

---

[1]) Vgl. die vielen Notizen seines Tagebuches II.—V. Heft.

wurden, der Wunsch seines Freundes und auch sein eigener in Erfüllung gehen durften!

Mittlerweile beschäftigte sich Peyer viel mit politischen und volkswirtschaftlichen Fragen. Die Stille im Geschäftsleben, der trostlose Zustand der öffentlichen Verhältnisse, die täglich und mit Gewalt sich aufdrängende Überzeugung, daß es schlecht um die Vaterstadt stehe, auch die Herz- und Geistlosigkeit des gesellschaftlichen Lebens forderten ihn eigentlich dazu heraus.

Zunächst freilich waren es wieder die Ereignisse in Zürich, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Am 6. September 1839 war die dortige liberale Regierung durch eine allgemeine Volkserhebung gestürzt worden. Peyer, der diesen Rückschlag vorausgesehen hatte, schrieb einige Tage später an seinen Schwager Bernhard Neher[1]): „Die Radikalen ernten nun, was sie im Jahr 1831 gesät haben, die Früchte nämlich ihrer Deklamationen über Volkssouveränität, Freiheit und Gleichheit, mit denen sie, unbekümmert, ob das Volk diese schönen Begriffe recht oder nicht verstehe, unbekümmert, ob das Gift, das, wie in so manchem Schönen und Guten, so auch in jenen Begriffen lauert, sich entwickle oder nicht, — mit denen sie das Volk berauschten und wohl auch vergifteten, wenn sie nur ihre Zwecke erreichten. Doch das Gift wirkte fort, wie damals für sie, so jetzt gegen sie; wie damals den Schutzverein, so rief es jetzt das Glaubenskomitee hervor, beide Staaten im Staat, beide der gesetzlichen Regierung sich an die Seite stellende, diese kontrollierende Behörden, beide Eiterbeulen am Staatskörper! Oder sollten etwa dieses Absingen von Psalmen beim Einmarsch, dieser Pfäffikoner Pfarrer[2]) an der Spitze des Zuges, diese schönen Proklamationen des Komitees, sollte dies Beweis dafür sein, daß es nur die Aufrechterhaltung des Glaubens galt? Sollte alles nicht eher dafür zeugen, wie wohl berechnet der Plan, wie gut gewählt die Mittel waren, das Volk in Aufregung zu bringen; denn es wird wohl kein Vernünftiger nunmehr in Abrede stellen wollen, daß gerade den Tätigsten unter den Führern der Bewegung die Religion nur das Mittel dazu geben mußte, sich ihrer politischen Gegner zu entledigen."

Peyer bedauerte, daß seine schon zu Anfang der Straußischen Kämpfe geäußerten Besorgnisse in Erfüllung gegangen seien. „Das kaum befestigte

---

[1]) Tageb. III, S. 31 f.

[2]) Bernhard Hirzel, ein gelehrter, aber in seinem Ehrgeiz verletzter und in seiner Lebensführung etwas entgleister Orientalist. (Gagliardi, Geschichte d. Schweiz, II. Teil, S. 391.)

Ansehen der Staatsgewalt," fährt er fort, „ist wieder vernichtet, die Männer, welche Zürich mit mächtigem Schwung auf seine gegenwärtige Stufe gehoben haben, sind landesflüchtig! Die wichtige Lehre aber geben uns die jüngsten Ereignisse von neuem, daß alle Bildung, die nicht im Volke wurzelt, sondern ihm nur angehängt wird wie ein Sonntagskleid, eine Chimäre ist. Von oben herab muß die Bildung verbreitet, der Fortschritt begünstigt werden, doch soll jene eine wahre, dieser ein wirklicher sein; so müssen sie sich aus und in dem Volke selbst entwickeln und ihm nicht aufgezwängt werden."

Im Blick auf das politische Leben im weitern Vaterlande wie in seiner Vaterstadt beklagte Peyer immer wieder seine ökonomische Abhängigkeit, die ihm heute, wo alles Leben und alle Kraft aus dem Staatskörper gewichen sei, nicht gestatte, den Finger auf den wunden Punkt zu legen. „Wo es Donnerworte bedürfte,[1]) um die Tauben zu rühren, da hört man Reden, deren sich Weiber schämen würden; wo es eines freien, uneigennützigen Wortes bedürfte, um den versunkenen Geist wieder zurückzubeschwören, da zischen nur giftige Ottern; wo es sich um die höchsten, wichtigsten Bedingungen des allgemeinen Wohles handelt, da feilscht man um schnödes Geld; da streitet man sich jahrelang über engherzige, gewöhnlich nur in der Eitelkeit und dem Starrsinn Einzelner wurzelnde Privatansichten. O armes Vaterland! Arme, arme Vaterstadt!" Eine nicht geringe Übertreibung dürfte darin liegen, wenn Peyer am 17. Oktober 1839[2]) in folgenden bittern Worten nochmals seinem Unmut über die herrschenden öffentlichen Zustände Luft machte: „O es gibt Zeiten, wo ich ihn sehe, den finstern Geist, wie er seine pestatmenden Fittige über das Vaterland ausbreitet, überall Zerrissenheit, Auflösung, Verwesung verbreitend. Und wenn ich dann angstvoll den Geist des Lebens suche, der jener dämonischen Gewalt siegreich entgegenträte, nirgends finde ich ihn! Überall treten uns Heuchelei oder geistesarme Abgestumpftheit, Gleichgültigkeit oder blinde Leidenschaft, höhnende Skepsis oder Fanatismus, Aberglaube oder Unglaube, rohe Zügellosigkeit oder terrorisierende Ungesetzlichkeit auf erschreckende Weise entgegen! Und wie im Vaterlande, so ist's auch in der Vaterstadt. Auch hier führen Eigensucht, Spießbürgerei, Engherzigkeit und heuchlerische Frömmelei das Regiment. Ha, welche Aussichten! Der Knabe wächst empor unter

---

[1]) 5. Okt. 1839. Tageb. III, S. 36.
[2]) Brief an Neher. Tageb. III, S. 38.

dem engherzigen Gezänk der Alten, und statt Worten des Gemeingeistes hört er nur giftige Hetzereien, und wo der Jüngling in schönem Wahne republikanische Uneigennützigkeit zu finden hofft, da grinst hinter schlecht verdeckender Maske elender Egoismus hervor! Und aus solcher Saat soll Gutes erwachsen können? Knaben unter so erdrückenden, alles wahren öffentlichen Geistes ermangelnden Verhältnissen erzogen, sollen freie Bürger werden? Müßten da nicht Wunder geschehen?"

In der Folge ärgerte sich Peyer ordentlich darüber, daß sein Schwager diese Worte nur als Ausdruck einer augenblicklichen Mißstimmung betrachtete und halb mit Bedauern, halb mit spöttischen Worten nach ihrer nähern Ursache sich erkundigte.[1])

Wenige Monate später fand Peyer in einer Notiz der allgemeinen Zeitung[2]) eine teilweise Bestätigung seiner Ansichten. Es wurde nämlich darauf hingewiesen, daß Schaffhausen sich im Verlauf der letzten zehn Jahre drei neue Verfassungen gegeben habe, ohne daß dadurch der Verarmung von Stadt und Kanton vorgebeugt worden sei. Die Stellung dieses vom deutschen Zollverein gänzlich umschlossenen Kantons, hieß es weiter, sei auf die Dauer nicht haltbar. Wie schon früher, so dachte Peyer auch jetzt eine zeitlang daran, obiges Thema, nämlich die Verarmung unseres Kantons mit ihren Ursachen einerseits und die Unhaltbarkeit der Lage Schaffhausens anderseits, literarisch zu bearbeiten. Die Schwierigkeit der Aufgabe scheint ihn jedoch von deren Lösung abgeschreckt zu haben.

Dafür arbeitete er an der Verwirklichung eines Projektes, das ihn nach seiner beruflichen Stellung näher anging und ihn ebenfalls schon im Jahre vorher beschäftigt hatte. Von einigen Schaffhauser Firmen war nämlich die Gründung einer hiesigen Privatbank in Aussicht genommen, aber durch die notwendige Aufstellung geeigneter Statuten verzögert worden. Aus einem Brief Peyers vom 7. Mai 1840[3]) erfahren wir, daß dieser Entwurf, der wohl sein eigenes Werk war, nunmehr fertiggestellt sei und zur endgültigen Beratung bereitliege. Es war jedenfalls nicht Peyers Schuld, wenn trotz der weitgehenden Vorbereitungen die Gründung des besagten Bankinstitutes nochmals und zwar um mehr als zwei Jahrzehnte hinausgeschoben wurde.[4])

---

[1]) Brief Nehers vom 22. Okt. 1839. Tageb. III, S. 41.
[2]) Nr. 28. Vgl. Tageb. IV, S. 14.
[3]) An Joh. Georg Neher im Laufen.
[4]) Die „Bank in Schaffhausen" wurde am 1. Juli 1862 eröffnet. Festschrift der Stadt Schaffhausen VI, S. 41.

Seinem Vaterlande diente Peyer im Hof frühe schon als Offizier; doch fühlte er keine besondere Neigung zum Militär. Diese Aussage gründet sich auf ein Schreiben vom 14. Mai 1840 an Bürgermeister Im Thurn,[1]) in welchem er seine in Aussicht stehende Ernennung zum Bataillonschef im voraus dankend ablehnt. Es heißt darin: „Wie sehr ich mich durch diesen Beweis des von der löblichen Militärkommission in mich gesetzten Zutrauens geehrt fühle, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen. Aber je mehr ich das Gewicht der mir zugedachten Ehre erkenne, je mehr liegt auch eine strenge Prüfung meiner selbst in meiner Pflicht. Eine solche Prüfung aber gibt mir die Überzeugung, daß ich auch mit dem besten Willen nicht imstande wäre, jene Stelle in dem Maße auszufüllen, daß das Wohl des Ganzen gefördert, das Zutrauen, welches man gütigst in mich gesetzt hat, gerechtfertigt und den Forderungen meines eigenen Ehrgefühls entsprechen würde, und ich finde mich daher gedrungen, Ihnen die Erklärung zu geben, daß ich die mir zugedachte Stelle nicht annehmen könnte, in welchem Vorsatz ich noch durch die Rücksichten, welche ich dem löblichen Offizierskorps schuldig zu sein glaube, bestärkt werde." Diese etwas voreilig scheinende Ablehnung begründete Peyer mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß militärische Beförderungen, wenn sie einmal ausgesprochen seien, kaum mehr zurückgenommen würden.

Freudig hatte Peyer immer wieder sein Bündel geschnürt, wenn der Gang der Geschäfte ihn hinausgetrieben. Mit der Zeit aber war das anders geworden. Zarte Bande geheimer Liebe hielten ihn in der Heimat fest, und Pflicht und Neigung lagen oft im Kampfe miteinander. Am 16. September 1841 erreichte er das Ziel seiner Sehnsucht, als ihm Sophie Neher, die einzige Tochter Joh. Georg Nehers im Laufen, die Hand zum Ehebunde reichte.[2]) Sein Glück erschien Peyer um so größer, als er dasselbe mit dem treuen Freund und Bruder Konrad Neher teilen durfte, der an diesem Tage Karoline Stokar als Gattin heimführte.[3]) Peyer hatte zwar stets den festen Vorsatz gehabt, nie anders als mit dem frohen Bewußtsein vor die Erkorne seines Herzens hinzutreten, daß er ihr nicht nur Liebe, sondern auch alles, was zu einem freundlich genügsamen Leben

---

[1]) Tageb. V, S. 11 f.

[2]) Laffon, Memorabilia, S. 11.

[3]) Die Hochzeit beider fand in Haslach statt. Siehe Laffon, Nat. Rat Peyer im Hof, S. 2.

notwendig wäre, von sich aus bieten könne. Allein er war doch nicht untröstlich, als diese Heirat ihm volle finanzielle Unabhängigkeit verschaffte.

Die enge Verbindung mit der Familie Neher scheint in gewisser Beziehung für Peyer charakteristisch zu sein. Der in ihr herrschende geschäftsfreudige Sinn mußte, nach Peyers frühern Äußerungen zu schließen, von vornherein sein Wohlgefallen finden; andrerseits boten ihm Nehers Erfolge die Garantie für eine allgemeine Entwicklung von Gewerbe und Industrie, wofern man nur den nötigen Einsatz an Kraft und finanziellen Mitteln nicht scheuen würde. Zur nähern Begründung der eben ausgesprochenen Ansicht sei es gestattet, ein kurzes Wort über die Familie Neher hier einzufügen.

Dieselbe stammte aus Württemberg[1]) und betrieb in Tiergarten nordwestlich von Sigmaringen ein Eisenwerk. Um der Konskription von Hülfstruppen für die napoleonischen Kriege zu entgehen, war Johann Georg Neher im Jahre 1809 mit einem Empfehlungsbrief an Kaufmann Laffon nach Schaffhausen gekommen. Dieser stand mit dem Eisenwerk in Sigmaringen in Verbindung und war gerne bereit, dem jungen Neher zu seinem hiesigen Aufenthalt behülflich zu sein. Durch Vermittlung seines älteren Freundes kaufte Neher den auf Rechnung der Regierung schwach betriebenen Kupferhammer im Laufen, wandelte denselben in eine Eisenschmiede um und etablierte ein ordentliches Hammerwerk.[2]) Auch errichtete er einen Hochofen, in welchem das im Kanton geförderte Bohnerz geschmolzen wurde. Durch Nehers unermüdliche Tätigkeit entwickelte sich das Eisenwerk im Laufen zu einem blühenden Etablissement. Auch das Werk am Gonzen bei Sargans, das viele Jahre außer Betrieb gestanden, erwarb der eifrige Unternehmer um einen billigen Preis. Dazu kaufte er ein größeres Terrain auf der entgegengesetzten Seite im Tale von Mels, wo er bei den einzelnen Häusern in Plons einen Hochofen erstellte, dessen Eisen teils im Auslande verkauft, teils im hiesigen Hammerwerk weiter verarbeitet wurde.

Im Verkehr Peyers mit den Söhnen Johann Georg Nehers war die besagte Übereinstimmung längst zutage getreten. Von seinem Freundesverhältnis zu Konrad Neher war bereits die Rede; aber auch mit dessen älterem Bruder Bernhard, dem Gatten seiner Schwester Pauline,[3]) war Peyer

---

[1]) Vgl. Laffon, Joh. Georg Neher, S. 1. (Msc.)

[2]) Laffon a. a. O.

[3]) Die Ehe Bernhard Nehers mit Pauline Peyer wurde am 7. Sept. 1837 geschlossen. Mitteil. von Herrn a. Stadtrat Harder.

eng verbunden. Oft hatte er in den vorangegangenen Jahren einige Tage oder Wochen bei seinen Geschwistern in Plons zugebracht.[1]) Schwester und Schwager waren außer Konrad seines Herzens alleinige Vertraute gewesen; in ihrem Hause hatte er das Kleinod seines Lebens gefunden. Mit dem Schwager besprach Peyer die Angelegenheiten der weiteren Familie, des eigenen Geschäftes; ihn machte er zum Mitwisser seiner politischen Aspirationen. Neher und seine Frau sollten an seiner innern, vor allem auch religiösen Entwicklung Anteil nehmen, sollten wissen, in welcher Richtung seine literarische, historische und philosophische Weiterbildung sich erstreckte. Geradezu rührend ist es aber auch, mit welcher Freundlichkeit und Liebe sie auf alle Erzeugnisse seines sprühenden Geistes eingingen, mit welcher Sorgfalt alle seine Einfälle, Pläne und Urteile vom Standpunkt der reicheren Lebenserfahrung aus geprüft wurden. Nach Peyers Verheiratung erfuhr dies Verhältnis die naturgemäße Einschränkung; der herzliche Ton des gegenseitigen Verkehrs aber blieb derselbe bis zu Nehers tragischem Ende.

Wie bereits erwähnt wurde, sah sich Peyer durch seine Heirat der Sorgen um sein tägliches Auskommen enthoben. Mit um so größerem Eifer widmete er sich fortan den öffentlichen Angelegenheiten. Schon am 25. Mai 1841 veröffentlichte Peyer seinen früher gehaltenen Vortrag über den Bau einer Eisenbahn von Basel nach Konstanz usw. nebst einigen Ergänzungen im Tageblatt,[2]) wofür er drei Tage später am selben Ort[3]) öffentlich belobt wurde. Man ermunterte ihn, einen Aufruf an alle Freunde einer Eisenbahn Schaffhausen-Zürich ergehen zu lassen und diese zu besammeln, damit man sich über die weiteren notwendigen Maßnahmen besprechen könne. Diese Versammlung fand statt. Es wurde ein Komitee ernannt, das die Frage weiter studieren sollte. Die Herren Peyer im Hof und Ziegler zur Tanne erhielten den Auftrag, in England die pekuniären Mittel zur Erstellung der projektierten Eisenbahn ausfindig zu machen. Der Versuch blieb jedoch erfolglos. Die Abgeordneten fanden in London kein Verständnis, weil Baden selbst noch keine Eisenbahn hatte und die Erstellung einer solchen erst abgewartet werden mußte. Peyers Einfluß auf die öffentlichen Zustände aber war von da an gegründet und erweiterte sich zusehends.[4])

---

[1]) Vgl. Tageb. II—V.

[2]) Tagebl. 1841, Nr. 121 u. 128.

[3]) Tagebl. 1841, Nr. 124 u. 125.

[4]) Laffon, Nat.-Rat Peyer im Hof, S. 1.

Peyers Anteilnahme an der kommunalen und kantonalen Politik soll einer späteren, eingehenderen Schilderung vorbehalten bleiben; auf einige wenige Punkte aber sei hier schon hingewiesen. Von 1844 an war er während mehrerer Jahrzehnte Mitglied des kaufmännischen Direktoriums.[1]) Im Auftrage des Handelsstandes der Stadt Schaffhausen hatte er mit Regierungsrat von Waldkirch und J. C. Egloff die Konstituierung eines kantonalen Gewerbevereins vorzubereiten. Die allem Anschein nach von Peyer im Hof verfaßte Einladung[2]) zu der auf den 18. Januar 1844 anberaumten Versammlung richtete sich an alle Gewerbe- und Handeltreibenden hiesigen Kantons, sowie an alle diejenigen, welche sich für die Entwicklung der schweizerischen und kantonalen gewerblichen und kommerziellen Verhältnisse interessieren sollten. Der Aufruf enthielt einen Hinweis auf den schweizerischen Gewerbeverein, der den schönen Zweck verfolge, auf die kommerzielle Einheit der Schweiz hinzuarbeiten. Hiebei nach Kräften mitzuwirken, liege auch in der Aufgabe des zu bildenden Kantonalvereins, damit aus der Einigung und Verschmelzung der materiellen Interessen eine bessere Zukunft für unser Vaterland erblühe.

Am 12. Mai 1843 berief das Zutrauen seiner Mitbürger den noch nicht ganz 26jährigen Peyer in den Kantonsrat,[3]) wo er wegen seiner hervorragenden Geschäftskenntnis und seiner außergewöhnlichen parlamentarischen Gewandtheit großes Ansehen genoß. Schon im Juni 1843 wählte ihn der Rat in die „Kommission zur Prüfung der Instruktion der hiesigen Ehrengesandtschaft auf die ordentliche eidgenössische Tagsatzung".[4]) Am 4. Oktober 1844 wurde er Mitglied des Kirchenrates;[5]) 1845 saß er in der Kommission zur Prüfung des Verwaltungsberichtes[6]) und am 11. Oktober desselben Jahres berief ihn das Vertrauen der Behörde auch in den Kantonsschulrat.[7])

Die reichlich gewonnene Einsicht in die Notwendigkeit durchgreifender Reformen, vor allem auf volkswirtschaftlichem Gebiete, führte ihn auch hier mit den Vertretern des Liberalismus zusammen. Er benützte die Gelegenheit, gegen das „im Kanton herrschende administrative und politische Zopftum" erfolgreich anzukämpfen und mannigfache Vorurteile zu durchbrechen.

---

[1]) Siehe Regierungskalender von 1844—1872.
[2]) Tageblatt 1844, Nr. 14. — [3]) Tagebl. 1843, Nr. 113.
[4]) Protokoll des Großen Rates vom 9. Juni 1843.
[5]) Protokoll des Großen Rates vom 4. Okt. 1844.
[6]) Tagebl. 1845, Nr. 68.
[7]) Protokoll des Großen Rates vom 11. Okt. 1845.

In besonderer Weise trat Peyer in der Anti-Jesuitenbewegung des Jahres 1845 hervor und zwar in enger Verbindung mit den Zürcher Liberalen, vor allem mit Dr. Alfred Escher.

Die Beziehungen zwischen diesen beiden Männern wurden durch einen Brief Peyers an Escher[1]) eingeleitet, worin er diesem, wie auch seinen politischen Freunden, für ihre Bemühungen, in die Bestrebungen der regenerierten Kantone Einheit und Übereinstimmung zu bringen, den bundesbrüderlichen Dank ausspricht. Im weitern macht er Escher die Mitteilung, daß auf die Einladung der Zürcher Gesinnungsgenossen, in Schaffhausen einen permanenten Korrespondenten aufzustellen, ihm selbst diese Charge übertragen worden sei; allfällige Berichte möchten daher an ihn adressiert werden. Wenn wegen des Vorgehens gegen die Jesuiten die Berufung einer außerordentlichen Tagsatzung nötig sei, so brauche ihm Escher nur einen Wink zu geben. Da der hiesige Große Rat sich bis anhin in allen eidgenössischen Fragen entschieden freisinnig gezeigt habe, und da überdies die Stimmung des Schaffhauservolkes entschieden antijesuitisch sei, so zweifle er nicht, daß Schaffhausen zu den erforderlichen fünf Standesstimmen eine abgeben werde.

Wenige Wochen später[2]) wohnte Peyer mit einigen Freunden jener eindrucksvollen Versammlung bei, welche Jonas Furrer, Alfred Escher und andere Führer der Zürcher Liberalen nach Unterstraß einberufen hatten, um gegen die Zulassung der Jesuiten zu protestieren. Am 1. Februar 1845 schrieb er darüber an Escher: „Sie haben einen schönen Tag gefeiert! Und mögen nun die Konservativen von Mangel an Begeisterung, von Gleichgültigkeit und dergleichen mehr berichten, wer die Scharen heranziehen sah, trotz Wind und Wetter wohlgemut, wer den Jubel hörte, als immer neue, immer größere Züge sich nahten, wer dann einzelne Stimmen, die hie und da aus gepreßter Brust sich Luft machten, beachten wollte, wer endlich die wirklich imposante Zahl übersah, wie sie in lautloser Stille die Tribüne umgab, nur hie und da in lauten Beifall ausbrechend, sonst aber, ich möchte sagen andächtig, jedes Wort der Redner auffassend, kurz, wer nur sehen wollte, dem wird es niemand aus dem Herzen wegdemonstrieren können, daß der 26. Januar ein Ehrentag für den Kanton Zürich, ein Freudentag für die liberale Schweiz gewesen ist."

---

[1]) Vom 8. Januar 1845. — 55 Briefe Peyers an Escher finden sich im Bundesarchiv in Bern, die von Herrn Prof. Dr. Türler dem Verfasser gütigst zur Verfügung gestellt wurden.

[2]) Brief an Escher vom 1. Febr. 1845.

Peyer hoffte, daß Bern seine Entscheidung getroffen habe, und daß dort der regierungsrätliche Antrag auf Ausweisung der Jesuiten gestellt worden sei. Betreffend Schaffhausen, wo demnächst die Großratskommission den Antrag der Regierung begutachten werde, äußerte er sich sehr zuversichtlich. — Vierzehn Tage darauf[1]) fand dann die für unsern Kanton entscheidende Sitzung des Großen Rates statt, in der Peyer eine zündende, vom Geiste jener großen Zürcher Versammlung getragene Rede hielt. Ihrer besonderen Bedeutung wegen sei dieselbe in ihrem Wortlaut wiedergegeben:

„Der Jesuitenorden ist allerdings seinem Ursprung nach ein religiöser Orden; er hat aber bald einen wesentlich politischen Charakter angenommen, und seine Staatsgefährlichkeit kann schon aus seiner Verfassung, sodann auch aus der von ihm gepredigten Moral nachgewiesen werden. Die Mitglieder dieses Ordens sind einem Obern, der in Rom wohnt, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet; die von dort her an sie ergehenden Weisungen haben sie unbedingt zu befolgen, mögen dieselben auch noch so sehr den Gesetzen und Institutionen des Landes, worin sie leben, zuwiderlaufen; die Jesuiten kennen weder Verwandtschaft noch ein Vaterland. Überall üben sie durch die von ihnen gepredigten Lehren einen entsittlichenden Einfluß auf das Volk aus. Bekannt sind die von ihnen aufgestellten Sätze vom Probalismus, vom Gewissensvorbehalt ꝛc. Wie kann aber ein Staat bei einer solchen verderblichen Moral bestehen? Unserm Vaterland haben sie bis jetzt nur Unheil gebracht; über Leichen sind sie im Veltlin eingezogen, die Protestanten haben sie aus dem Pruntrut vertrieben; infolge ihres Einflusses ist die Verfassung des Kantons Luzern, eines souveränen Mitstandes, dem Papste, einer auswärtigen Macht, zur Bestätigung vorgelegt worden. Man sagt, die Jesuiten sollen nicht mit Gewalt, sondern mit geistigen Waffen bekämpft werden. Allein sie selbst lieben keineswegs ausschließlich den Kampf auf geistigem Gebiet; auch Gift und Dolche pflegen sie, wie die Geschichte lehrt, nicht zu verschmähen. Man hat gegen ein Einschreiten des Bundes die Kantonalsouveränität hervorgehoben und die Eidgenossenschaft mit dem deutschen Staatenbund zusammengestellt. Allein hier gerade lassen sich analoge Fälle des Einschreitens des Bundes nachweisen; durch den deutschen Bund ist Baden genötigt worden, das seiner Zeit erlassene Preßgesetz zurückzunehmen; durch Beschluß des deutschen Bundes sind sämtliche Hochschulen Deutschlands unter dessen Aufsicht gestellt worden.[2])

[1]) Sitzung vom 14. und 15. Februar 1845.

[2]) Tagebl. 1845, Nr. 45.

Nach fast zweitägigen Debatten faßte dann der hiesige Große Rat folgende Beschlüsse:

1. Die Tagsatzung sei befugt, in der Jesuitenfrage einzuschreiten; diese sei Bundessache.
2. Der Große Rat erklärt sich prinzipiell für Ausweisung des Jesuitenordens und beauftragt zu dem Ende die Gesandtschaft, dahin zu wirken, daß: a) Luzern angehalten werde, sein Berufungsdekret aufzuheben, b) die übrigen Jesuitenkantone vorerst eingeladen werden, den Orden auszuweisen.
3. Die Gesandtschaft ist ermächtigt, zur Erzielung einer Mehrheit auch bei andern Beschlüssen mitzuwirken, welche im Geiste obiger Instruktion sind.[1])

Inzwischen entwickelten sich die Ereignisse im weitern Vaterlande in einem für dem Liberalismus günstigen Sinn. Die am 24. Februar 1845 in Zürich zusammentretende Tagsatzung[2]) gelangte freilich noch zu keiner Lösung, denn nur 10 Kantone sprachen sich gegen die Aufnahme der Jesuiten in Luzern aus. Auch der Ende März unternommene zweite Freischarenzug nahm ein klägliches Ende. Es folgte das harte Strafgericht der Luzerner Regierung über Dr. Steiger und andere Flüchtlinge, die den Kern der neuen Freischaren gebildet hatten. Allein die Klerikalen mochten lange jubeln; viel hatten sie mit ihrem Siege nicht gewonnen. Die große Mehrheit des Schweizervolkes lebte sich immer mehr in die Überzeugung hinein, daß die Festsetzung der Jesuiten im Vorort Luzern den Anfang eines unberechenbaren Unglücks für die ganze Eidgenossenschaft bedeute (Öchsli). Peyer selbst war weit davon entfernt, an der Sache des Liberalismus zu verzweifeln. Mit erstaunlicher Zuversicht erließ er schon in der ersten Aprilwoche einen Aufruf zu Beiträgen für die unglücklichen Luzerner, der guten Anklang fand. Die Beiträge flossen über Erwarten reichlich; Arme und Reiche beteiligten sich an der Sammlung. Sogar kleine Kinder armer Eltern brachten ihre Scherflein.[3]) Durch den Erfolg ermutigt, stellte er sich an die Spitze eines Hilfskomitees für Steiger und seine Schicksalsgenossen. Wie mußte es ihn freuen, wenn er seinen Schützlingen aus der Innerschweiz Arbeit und Brot verschaffen konnte, wenn von Stadt und Land immer

---

[1]) Vgl. Brief Peyers an Escher v. 15. Februar 1845.

[2]) Gagliardi, Alfred Escher, S. 71.

[3]) Tagebl. 1845, Nr. 81.

wieder neue Beiträge eingingen![1]) Zwar nahm Peyer nach nur 2jähriger Mitgliedschaft seinen Rücktritt aus dem Großen Rate, und die Bemühungen einer zahlreich besuchten Wählerversammlung vermochten nicht, ihn von dem gefaßten Entschluß abzubringen.[2]) Dagegen behielt er die Entwicklung der gemeineidgenössischen Angelegenheiten scharf im Auge. Schwer empfand er die durch den Abschluß des Sonderbundes auch äußerlich vollzogene Spaltung der Eidgenossenschaft in zwei einander feindliche Lager. Doch bewahrte er auch jetzt die Zuversicht in den Sieg der guten Sache. Er freute sich über den Erfolg der Liberalen in Glarus und Graubünden, und wenn aus Genf und St. Gallen beunruhigende Berichte kamen, so ließ sich auch dort noch ein Umschwung erwarten. Dieser trat im Mai 1847 ein. Durch die Neuwahlen erhielt die liberale Partei des Kantons St. Gallen im Großen Rat die Mehrheit; es bestand somit die berechtigte Hoffnung, daß auch diese Standesstimme die Auflösung des Sonderbundes fordern werde.

In Schaffhausen fiel die Entscheidung darüber am 1. Oktober. Tags darauf[3]) schrieb Peyer seinem Zürcher Parteifreund: „Gestern hat unser Großer Rat nach zehnstündiger Beratung sich mit 46 gegen 28 Stimmen für Exekution ausgesprochen . . . Zuhörer waren in ganz außergewöhnlicher Zahl anwesend, verhielten sich aber während der ganzen Diskussion und bei der Abstimmung ruhig, und es wäre ziemlich schwer zu bestimmen, auf welche Seite sich ihre Sympathien neigten. Im allgemeinen ist die Stimmung bei uns recht kühl, und wenn ich auch keinen Augenblick zweifle, daß unsere Milizen dem ersten Ruf folgen werden, so bin ich doch auch überzeugt, daß ein Ausmarsch und eine Kampagne bei schlechter Witterung, mit Schnee und Regen und schlechter Verpflegung sehr deprimierend wirken würde. Ähnlich ist die Stimmung in den benachbarten Teilen Ihres Kantons und des Thurgaus, und Vorsicht ist für die Liberalen gewiß sehr notwendig; — ein Winterfeldzug könnte die liberale Sache sehr gefährden, und es ist dies gewiß um so mehr zu berücksichtigen, als alle Anzeichen zu einem frühen und strengen Winter vorhanden sind."

---

[1]) Von Thayngen Fr. 41.70; von 33 ungenannt sein wollenden Gebern aus der Stadt Fr. 82.85, von den Gipsmüllern in Schleitheim aus dem Ertrag ihres Gewerbes Fr. 171.—, von der Gipshandlung in Schaffhausen Fr. 30.—. Vgl. Tagebl. 1845, Nr. 109, 174, 193.

[2]) Tagebl. 1845, Nr. 182 und 200.

[3]) Brief an Escher vom 2. Okt. 1847.

Die Vorsehung wollte es, daß der Feldzug rasch und ohne viel Blutvergießen zu Ende geführt wurde. Schon am 12. September 1848 konnte die Tagsatzung die von 15 1/2 Kantonen gutgeheißene neue Bundesverfassung in Kraft erklären, und ohne Störung gingen die Wahlen für die neue Bundesversammlung vor sich. Am 19. Oktober 1848 wurde Friedrich Peyer im Hof vom Schaffhauservolk mit großem Mehr zu seinem ersten Nationalrat erkoren.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals die geistigen Fähigkeiten, die wir schon an dem Jüngling wahrgenommen haben, die zielbewußte Arbeit und die nie erlahmende Energie des werdenden Mannes, dann drängt sich uns die Überzeugung auf, daß mit Peyer im Hof eine prominente Persönlichkeit in die Bundesversammlung einzog. Diese Wahl aber eröffnete ihm einen Wirkungskreis, in welchem er in Verbindung mit gleichgesinnten Männern eine reiche Tätigkeit zu Nutz und Frommen des weitern Vaterlandes entfalten konnte.